Galanterien

aus

X. Y. Z.

aus geheimen Nachrichten.

Seitenstück

zum

galanten Sachsen.

[von Wilhelm v. Kesstaupfling]

Paris. [fingirt]

(Preiß 1 Rthlr.)

[= Leipzig: Joachim 1805]

Poesieen.

Der Schwan,

oder

Apologie der schlechten Dichter.

Statt der Vorrede.

Die Denk- und Empfindungsart der Alten, und vorzüglich der Griechen, war so verschieden von der unsrigen, daß wir uns gar nicht wundern dürfen, wenn es, selbst in ihren aufgeklärtesten Zeiten, bei ihnen für ein Dogma galt: daß der Mensch nie fähig wäre, einen Schritt zu wagen, oder vielmehr eine Handlung zu unternehmen, wenn er nicht von einem unsichtbaren Dämon dazu verleitet würde, oder was ohn-

gefähr dasselbe ausdrücken soll, nicht dazu innern Beruf fühlte.

Hierauf gründeten sich ihre Ideen, die sie von gewissen guten und bösen Dämonen hatten, welche die Menschen, auf gute oder böse Wege zu leiten, vermögen. Und in dieser Rücksicht sahen sie alle Neigungen, Handlungen und Verrichtungen der Menschen als etwas an, das seinen Ursprung nicht in ihnen habe, sondern eine Richtung von außen erhalte. — Es gab daher keine moralische und unmoralische Handlung, keine vollkommene und unvollkommene Geistesstärke, die ihnen nicht, wegen ihres höhern Ursprungs, eine gewisse Ehrfurcht einflößte, und die sich ihre biegsame und erfindungsreiche Einbildungskraft daher stets so lebhaft vormahlte, daß sie

nie der Versuchung widerstehen konnten, sie zu personifiziren und zu versinnlichen.

Die Moral der Alten war daher etwas empfindsamer, blühender und einnehmender, als die unsrige. Sie hatte einen gewissen sanften Reiz, der sie für das menschliche Herz einnehmender und empfänglicher machte, als die unsrige, sie enthielt gewisse, Prinzipien der Billigung, die innig in ihre Denk- und Empfindungsart verkettet und verwebt waren, mit denen sie es weiter brachte und mehr wirkte, als die unsrige mit ihren Prinzipien, die alle den strengsten Vernunftgesetzen entsprechen müssen.

Dieser Sanftmuth, Geschmeidigkeit und Grazie in der ganzen Denk- und Handlungsart der Alten muß eine gewisse an-

geborne Feinheit und Zärtlichkeit des Karakters zu Grunde liegen, die sie alles das zu empfinden fähig machte, was in der Natur, Schönes und Edles, zu finden oder anzutreffen ist. Und dieser Karakter hat sich nach und nach so ausgebildet, so verfeinert; hat, nachdem die ganze von ihnen errichtete Gesellschaft durch solche sanfte Gesetze und menschliche Regeln, geleitet worden, solch eine feste und elastische Richtung angenommen, daß wir bei keinem Volke, so ein allgemein richtiges, ausgebildetes und feines Kunstgefühl entdecken werden, als eben bei ihnen.

Dieses Kunstgefühl, vereinigt mit ihrer menschlicheren herzerhebenderen, Moralität, erweckte in ihnen eine solche Ehrfurcht gegen ihre Künstler und Dichter, und lei-

tete sie zu einer solchen billigen Würdigung derselben, daß sie, da ihre Werke ohnedies gleichsam wie für sie geschaffen waren, ihnen nicht allein ihre ganze Bewunderung, Verehrung, ja sogar Liebe schenkten sondern auch ihre hohe Geisteskraft, ihren hohen Schwung, und alle ihre großen und erhabenen Ideen und Bilder, als Eingebungen eines höheren Wesens, als Veranlassungen von gewissen ihnen günstigen und sie beseligenden Dämonen betrachteten.

Natürlich mußte dieser einzige Schwung ihrer Einbildungskraft, ihrem ohnehin lebhaften und blühenden Geiste in dieser Rücksicht, eine Mannigfaltigkeit von symbolischen Bildern darbieten, die alles das enthielten, was uns von ihrem Helikon, ihrem

Apollo und ihren Musen bekannt ist. Allein es wäre eben deshalb auch ganz widernatürlich, wenn ihre, durch lebhafte Einbildungskraft so schön ausgeführte Tablatur der Kunst ermangelte, alles auszudrücken, was ihrer Denk- und Empfindungsart eigen war.

Sie stellten daher den Apollo Musagetes, indem sie ihn als den Vorsteher aller Künste, die sich mit dem Schönen beschäftigen, betrachteten, nicht an und für sich, sondern mit gewissen Symbolen versehen, vor, wodurch sie gleichsam die verschiedenen Wirkungen, welche die poetische Dämonen hervorzubringen pflegen, anzuzeigen suchten. — Apollo galt bei den Alten, mehrentheils allein, für den eigentlichen Gott der Dichter. Wer einen Be-

ruf in sich fühlte, zu dichten, der mußte vom Apollo begeistert sein, oder war sein Günstling, und man war ihm Verehrung schuldig.

Ich vermuthe daher, daß die Alten selbst ihren schlechtesten Dichtern, nicht diesen göttlichen Einfluß absprachen. So bald jemand dichtete, war es ein poetischer Genius, der ihn begeisterte, seine Einbildungskraft zu erheben suchte, und alle diejenigen Seelenkräfte in Spiel setzte, die zum Dichten erfodert werden. Dieses scheint mir eine unumgängliche Folge ihrer Denkart zu sein, und ist beinahe für mich Ueberzeugung.

Sehr schlecht würde es aber, mit ihrem Kunstgefühle, gestanden haben, wenn sie nicht, die Wirkung, dieses poetischen

Dämons oder Genius, modifizirt hätten, wenn sie nicht veranlaßt worden wären, durch Symbole anzuzeigen, wer sich dieses Dämons im höchsten Grade zu bemeistern fähig oder unfähig wäre, und, kurz, kein Symbol gehabt hätten, wodurch sie die schlechten Dichter von den vortreflichen unterschieden und karakterisirten.

Ich glaube nun keine unwahrscheinliche Hypothese darzustellen, wenn ich behaupte: daß unter allen Symbolen, die dem Dichtergotte attribuirt wurden, der Schwan dasjenige Symbol war, wodurch die Alten diejenigen andeuten wollten, die sich der vom Apollo verliehenen Gunst nicht zu bedienen wußten; welche zwar hinlänglichen Beruf in sich fühlten, zu dichten, allein bei allem ihrem dichterischen Gefühle,

bei aller ihrer poetischen Begeisterung, und bei aller Energie ihrer Empfindungen, zwar in ihrer Phantasie die lebhaftesten, in ihren Versen aber leider! die frostigsten, kurz die — schlechtesten Dichter waren *).

*) Daß Plato ein Dichter war, das sagt zwar Diogenes Laertius, daß er aber ein besserer Philosoph als Dichter gewesen, das bezeugt eines Theils die Fama, und eines Theils jener Traum, den Sokrates weislich auf ihn deutete. Ihm träumte einst: daß ein junger Schwan sich auf seinen Schooß niederließ, seine Schwingen aber nach und nach ausbreitete; und endlich mit dem angenehmsten Gesange in die Höhe stieg. Als ihm den Tag darauf Plato von seinem Vater empfohlen ward, sagte er weislich: das ist der Schwan, der mir im Traum erschien. *Dio. Laert. in Plat. c. 7.*

Die Sagen, die ich bei den, bis auf uns gekommenen, schriftstellerischen Produkten der Alten, von dem Schwane und von dessen Gebrauch in der Mythe vor finde, werden wir meine Vermuthung bestätigen helfen.

Von dem Gesange des Schwans ward bei den Alten sehr vieles gesagt und behauptet. Einige wollen den Gesang des Schwans für sein letztes Stoßgebetlein halten; sie sagen daher: daß der Schwan nur in seiner letzten Stunde vom Apollo die Gabe zum Singen erhalte. Allein ich möchte eben so wenig, wie Lucian, in jener grauen Zeit in die Versuchung gerathen sein, eine Fahrt nach dem Eridanus anzustellen, um den Schwan während

seines Lebens, oder in seiner Todesstunde singen zu hören. Meiner Seits glaube ich vielmehr, daß man hierunter die löbliche Eigenschaft der schlechten Dichter anzeigen wollte: bei ihrem ersten Gesange schon erschöpft zu sein, oder ihren poetischen Geist verraucht zu haben.

Bei den Griechen hieß der Schwan bekanntlich Kyknos. Er erhielt diesen Namen von jenem Könige der Lygurier und Verwandten des unbesonnenen Phaeton, der, als er das Schicksal von diesem seinem Verwandten vernahm, ausser sich gerieth, und ihn so lange betrauerte, bis er, wie die Fabel erzählt, in einen Schwan verwandelt ward, welcher, setzt der Erfinder dieser Mythe hinzu, aus Mißtrauen gegen den Sonnengott, der ihm

durch seine Stralen seinen innigsten Freund tödtete, stets auf dem Wasser seinen Aufenthalt wählte. — Giebt dieser in einen Schwan metamorphosirte Kyknos nicht das deutlichste Symbol von einem Elegien-Dichter, der seine Empfindungen wässert und gleichsam, durch den allzugroßen Zufluß von Thränen, alle Energie davon wegschwemmt?

Eben so erzählt uns auch die Fabel; daß Jupiter, um sich bei der Tochter des Thestius, der berufenen Leda, den Zugang zu verschaffen, auf den Einfall gerieth, sich in einen Schwan zu verwandeln. Bekannt ist es, daß Leda durch diesen verliebten Umgang zwei Eier zum Vorschein brachte, aus deren einem die Helena zur Welt kam, deren feurige

Augen der Hebel jener großen Unternehmungen waren, die unsern Vater Homer verleiteten, sich unsterblich darüber zu erzählen.

Nein! ein schöneres Symbol, als mir hier die Fabel unter dem Schwane, von einem schlechten Epopöen-Dichter, gibt, kann ich mir so bald nicht denken: und sie scheint mir daher auch beinahe dem feinen Horaz zu jener goldenen Regel Anlaß gegeben zu haben:

Nec gemino bellum trojanum orditur
ab ovo.

Bei dem, in einen Schwan verwandelten Jupiter, denke ich mir einen Dichter, der große und schwierige Plane zwar wie jener Gott entwirft, aber sie eben so

schlecht, wie ein Schwan, auszuführen vermag.

Die Alten haben ebenfalls den Wagen der Liebesgöttin Aphroditä von zweien Schwänen ziehen lassen. Wieder ein sehr feines Bild von den lästigen Sängern der Lieder der Liebe, die, unfähig jene feinen Empfindungen der Liebe auszudrücken, durch diese Darstellung gleichsam als Geschöpfe karakterisirt werden, die unter der Last der thierischen Liebe seufzen, und gleich manchen Sklaven derselben, nur die groben, sinnlichen Empfindungen der Liebe auszudrücken wissen; allein, mit den feinen sanften, platonischen Nüanzen, die ihr ebenfalls eigen sind, ganz unbekannt zu sein scheinen.

Außerdem haben die Alten dem Schwane

noch verschiedene Eigenheiten beigelegt, um das Symbol der schlechten Dichter dadurch noch allgemeiner und anwendbarer zu machen. — Man bemerkte an ihm eine gewisse Unschuld und Frömmigkeit. O! das sind fürwahr jene tugendsamen geistlosen Hymnen-Dichter, die von süßen Gefühlen der Gottesfurcht und Religiosität zerfließen, und davon eben so wenig unserm Herzen etwas mitzutheilen wissen, als der Schwan. — So hat man ferner an ihm, einen gewissen Grad von Verschlagenheit bemerkt, indem er unter seinem weißen Federgewande seine schwarze Haut verhüllt. Ein treffendes Bild jener epigramatischen Dichter, die in ihrem Witze so unbestimmt und schielend zu sein scheinen, als der Schwan. — Man braucht

hn auch oft zum Vorbilde der Gelassenheit, indem er seinem Tode mit Singen entgegensieht. Das sind ohnfehlbar die kalten Lehr- oder didactischen Dichter, die ebenfalls mit einer Reihe moralischer Sentenzen den Stoiker so spielen, wie unser Held. — Die Großmuth soll auch eine von den vorzüglichsten Eigenheiten des Schwanes sein. Ach! in ihr verkenne ich nicht die weltbekannte Großmuth jener theatralischen oder dramatischen Dichter, die solchen freigebigen Aufwand auf den Bühnen machen, einige Legionen von spielenden Personen auftreten lassen, und, um die Energie auf der Bühne zu verstärken, so viel Maschinerien darauf verschwenden, daß Jupiter füglich noch einen Planeten mit Städten, Wäldern,

Gebirgen und Wohnungen damit versehen könnte.

Ich glaube nun, daß diese symbolische Deutung des Schwans so entwickelt ist, daß wir nichts Ungereimtes behaupten werden, wenn wir annehmen: daß die guten Griechen auch ihren schlechtesten Dichtern Gerechtigkeit wiederfahren ließen, und ihnen ebenfalls, wie ihren guten Dichtern, eine Stelle auf dem Helikon einräumten. Es war in ihrer Denk- und Empfindungsart gegründet, wenn sie wähnten, daß nur der zum Dichter fähig wäre, der von einem höhern Wesen dazu aufgemuntert, oder angefeuert ward. — Sie gaben daher ihrem Apollo, dem Schutzgotte aller Dichter, das Plektron, als ein Symbol von denen, welche die hohe

Begeisterung, deren sie dieser Gott würdigte, mit aller Energie der Kunst auszudrücken vermochten, und gaben ihm den Schwan, als ein Symbol derer, die zwar der prophetischen Offenbarungen theilhaftig werden, (weshalb dem Schwane etwas Prophetisches beigelegt ward,) allein, sie mit Würde und Kunstgefühl auszudrücken, nicht fähig sind.

Homer scheint diese Nüanze in einer von den Hymnen, welche ihm zugeschrieben werden, bemerbar machen zu wollen:

Dich, Apollon, singt mit lieblich schallendem Fittig,
Wenn er sich niedersenkt zum Ufer des strudelnden Stromes,
Dich der Schwan! Und dich (ihm tönt in den Händen die Leier)

Immer zuerst und zuletzt des Sängers melodischer Stimme

Heil dir König! Ich flehe dich an in meinem Gesange *).

Das ist doch gewiß eine Apologie für die schlechten Dichter, die sie mir nie genug werden danken können. — Die Alten, die gleichsam mit Gefühl und Intresse für Kunst geboren wurden, nahmen auch auf sie Rücksicht; würdigten auch sie, ihres höhern Berufes wegen; betrachteten auch sie, als des Apollo würdige Söhne, setzten sie nie herab, und erwähnten ihrer nie auf eine wegwerfende Art.

Könnte dies Beispiel nicht eine Aufmunterung für unser Zeitalter sein, auch

*) Stollberg's Uebersetzung.

jetzt nicht mit solcher schnöden Verachtung auf die schlechten Dichter herabzusehen? Könnte dies Beispiel uns nicht ermahnen, sie als Wesen zu betrachten, die eine bessere Würdigung verdienten?

Wer jemals Beruf in sich fühlte, zu dichten, der ward Dichter. Mögen die Krittler unsrer Zeit nun die Natur anklagen, die diesen, in mancher Rücksicht schätzbaren, Köpfen ein feines, wohlgestimmtes Kunstgefühl versagt hat. Können wir wähliger, ekler in Schätzung wahrer, hoher Geistesgaben sein, als die Alten? Sie hatten ihre schlechten Dichter, sie ehrten sie, sie räumten ihnen eine Stelle auf ihrem Helikon ein, und wir —

Doch ich besinne mich. Die Alten hatten Nachsicht mit ihren schlechten Dich-

tern, und hatten Grund dazu. Damals, als ihnen noch jene Denk= und Empfindungsart eigen war, rezitiren bloß die Dichter ihre Verse, und das Publikum, oder vielmehr die Rhetoren, schrieben sie nieder, und dies gab den Gedichten, das Siegel der Vollkommenheit, war den Dichtern, ein Merkmal des Beifalls, und eine Vorbedeutung, auch für die Nachwelt noch zu leben. — Es versteht sich, diesen Preis konnten nur die guten Dichter erwarten, die schlechten — ach! die starben wie der Schwan — singend.

Lieber Leser! — Füglich hätte ich mir' wenn dies Kostume auch bei uns eingeführt wäre, das Niederschreiben meiner dichterischen Kleinigkeiten ersparen können; aber ich hätte auch Gefahr laufen müssen, sie

von andern nicht niedergeschrieben zu sehen. Und dann, Heil unsrer Zeit! wo ein jeder Dichter so vielen Werth, auf seine Werke, zum wenigsten durch's Selbstniederschreiben legen kann, um sich damit trösten zu können: littera scripta manet.

Der Neger und der Teufel.

Ein Neger traf einmal den Teufel.
Wer bist du, Freund? fragt er.
„Du kennst mich ohne Zweifel
Dem Nahmen nach. Ich heiße Luzifer."
Wie Luzifer? den hört ich niemals nennen,
Den kenn' ich wahrlich nicht.
„Ei was! den Teufel solltest du nicht kennen,
Von dem man doch mit jedem Kinde spricht?"
Du wärst der Teufel? Das muß ich gestehen,
Eh' hätt' ich dich fürwahr
Für Meinesgleichen angesehen.
Du gleichest so aufs Haar,
In Gliederbau, in Mienen und Betragen

Dem Neger, daß ich dir beinah',
Das muß ich offenherzig sagen,
Noch keinen schön'ren Neger sah'.
Doch einen Zweifel — Bei uns ist
der Teufel immer weiß gemahlt zu sehen,
Nicht schwarz, wie du mein lieber Mann
es bist.
„Ei, ei!" entgegnet ihm der Teufel,
„Wenn die Bedenklichkeit
Allein dir einen Zweifel
An meiner Würde leiht,
So machst du, muß ich dir gestehen,
In Wahrheit einen fehlen Schluß.
Du wirst mich meistens schwarz gekleidet
sehen,
Weil ich oft in Europa hausen muß."

Können, Sollen und Müssen.

Das Wörtchen kann
Ist erster Wahn,
Den hohe Wesen,
Die uns erlesen
Zum höchsten Ziel,
In ihrem Spiel',
Uns aufzubinden
Sich unterwinden —
Um, ach! der Qual!
In freier Wahl,
Wie sie es heißen,
Uns zu entreißen;
Ward uns verliehn
Der Trieb, zu fliehn,
Ward uns, gegeben
Das Recht zu leben.

Das Wörtchen soll
Ist erster Zoll,
Den zu erlegen —
Durch Menschen pflegen,
Durch Opferbrod
Für Armen Noth,
Durch sanfte Liebe
Für jene Triebe,
Die uns verleiht,
Geselligkeit, —
Geheime Schlingen
Uns früher zwingen,
Eh' noch den Preis,
In unserm Kreis',
Erhalten Triebe
Der Menschenliebe.

Das Wörtchen muß
Ist Bruderkuß,

Den abzuschlagen
Wir niemals wagen.
Kaum ihr aufseht,
Und traun! es steht
Ein Troß, der Rechte
Gesell'ger Knechte
Vor euch, und mißt
In kurzer Frist,
Nach Fuß und Ellen,
Die Lebensquellen
Euch zu, und schreit:
O Menschlichkeit!
Willst du genießen:
So mußt du büßen.

———

Der Richter und der Dichter.

Einst lud ein großer Richter
Sich einen armen Dichter,
Zum Mittagsmale ein.
Man ließ den besten Wein
In die Pokale schäumen,
Ließ sie beim Singen, Reimen,
Oft in die Runde gehn.
„Herr Rath! Ich muß gestehn,
Sagt der berauschte Dichter
Zu dem berauschten Richter,
Bei ihrem guten Wein,
Fällt mir so eben ein:
Was ich und sie, wir beide
Zu alle Menschen Freude,
Besäß ich ihren Wein,

So ziemlich könnten sein:
Sie, sie ein strenger Richter
Und ich — ein braver Dichter."

An Lina.

Dein Spiegel Lina ist sehr rein polirt,
Du mußt darin dich ungeheuchelt sehen.
Doch sage mir, was dich verführt,
Oft halbe Tage lang vor ihm zu stehen?

Allein ich merk' es, Lina, schon.
Du willst nunmehr, gleich einer weisen Schönen,
Auf jene Reize, die dich flohn,
Mit Kälte hinzusehen dich gewöhnen.

Pansalvin.

Beinahe bis zur zwölften Stunde,
In welcher oft Freund Hain
Zu halten pflegt die Abendrunde,
Saß täglich einsam und allein
Herr Tulpian auf seinem Rechenzimmer,
Um seine Bücher nachzusehen.

Einst sahe er beim Lampenschimmer
Den Tod dicht vor sich stehen.
„Erschrecke nicht!" Rief dieser ihm entgegen
Mit fletschendem Gesicht.
„Ich komme heut nicht deinetwegen,
Dir gilt es Tulpian noch nicht."
Darauf schritt er zum Schlafgemache
Des Herrn Tulpians und unverweilt,
Mit fürchterlichem Hohngelache

Und tosendem Geräusche eilt,
In einem Nu mit seiner Beute
Freund Hain zum Unterreich hinan.

Es schielte von der Seite
Den Reisenden Herr Tulpian
In ihrem Fluge nach. Mit Schrecken
Und mit Erstaunen wähnte er
Ganz deutlich zu entdecken,
Daß sich Herr Luzifer
In seinem Fang vergriffen.
Nicht seine Gattin — nein!
Den schönen Pansalvin
Sieht er durchschiffen
Mit unserm Freunde Hain
Die hohen Regionen;
Den schönen jugendlichen Paladin,
Der alle Weiber und Matronen
Mit einem Talisman zu fesseln schien.

Kaum konnte Tulpian sich fassen,
So hört er seines Weibchens Tritt:
Und nicht mit einem falben, blassen
Und sogenannten Leichenkolorit,
Ach nein! In ihrer Wangen Rosenröthe,
In ihrem Zauberblick, sah er so schön
Von neuem eben seine Margerethe,
Wie einst am Hochzeittage, vor sich stehn.

„Du kannst von einem Glücke sagen,"
Begann die schöne Marthe, „daß zu dir
Mich jetzt noch meine Füße tragen.
Dieß guter Tulpian verdankst du mir.
Bald hätte dir der Tod entrissen
Dein Weib, das dich so herzlich liebt,
Und dir, — das sagt mir mein Gewissen —
Die schönste Weibertreue übt."

Davon hast du mir jetzt Beweis gegeben,

Fiel hier der Gatte ein. Herr Pansalvin —
„Nicht wahr?“ Entgegnet' Marthe, „eben
Sahst du, Statt meiner, ihn
Mit Luzifer in Lüften schweben?
Hätt' Pansalvin ich nicht bei mir
Gehabt, so wär ich um mein Leben,
Und, lieber Mann, von dir
Auf Ewigkeit getrennt gewesen.

„Dir wird doch wohl erinnerlich noch sein,“
Fuhr Marthe fort, „aus deinem Bibellesen,
Daß jener Vorwitz Evas nur allein,
Dem Luzifer und seinen Horden
Im Kreise der Natur die Macht verliehn,
Zu tödten und zu morden.
Und diese seine Freuden zwingen ihn,
Für mein Geschlecht so manche Züge

Dem Neger, daß ich dir beinah',
Das muß ich offenherzig sagen,
Noch keinen schön'ren Neger sah'.
Doch einen Zweifel — Bei uns ist
der Teufel immer weiß gemahlt zu sehen,
Nicht schwarz, wie du mein lieber Mann
es bist.
„Ei, ei!" entgegnet ihm der Teufel,
„Wenn die Bedenklichkeit
Allein dir einen Zweifel
An meiner Würde leiht,
So machst du, muß ich dir gestehen,
In Wahrheit einen fehlen Schluß.
Du wirst mich meistens schwarz gekleidet
sehen,
Weil ich oft in Europa hausen muß."

Können, Sollen und Müssen.

Das Wörtchen kann
Ist erster Wahn,
Den hohe Wesen,
Die uns erlesen
Zum höchsten Ziel,
In ihrem Spiel',
Uns aufzubinden
Sich unterwinden —
Um, ach! der Qual!
In freier Wahl,
Wie sie es heißen,
Uns zu entreißen;
Ward uns verliehn
Der Trieb, zu fliehn,
Ward uns, gegeben
Das Recht zu leben.

Das Wörtchen soll
Ist erster Zoll,
Den zu erlegen —
Durch Menschen pflegen,
Durch Opferbrod
Für Armen Noth,
Durch sanfte Liebe
Für jene Triebe,
Die uns verleiht,
Geselligkeit, —
Geheime Schlingen
Uns früher zwingen,
Eh' noch den Preis,
In unserm Kreis',
Erhalten Triebe
Der Menschenliebe.

Das Wörtchen muß
Ist Bruderkuß,

Den abzuschlagen
Wir niemals wagen.
Kaum ihr aufseht,
Und traun! es steht
Ein Troß, der Rechte
Gesell'ger Knechte
Vor euch, und mißt
In kurzer Frist,
Nach Fuß und Ellen,
Die Lebensquellen
Euch zu, und schreit:
O Menschlichkeit!
Willst du genießen:
So mußt du büßen.

Der Richter und der Dichter.

Einst lud ein großer Richter
Sich einen armen Dichter,
Zum Mittagsmale ein.
Man ließ den besten Wein
In die Pokale schäumen,
Ließ sie beim Singen, Reimen,
Oft in die Runde gehn.
„Herr Rath! Ich muß gestehn,
Sagt der berauschte Dichter
Zu dem berauschten Richter,
Bei ihrem guten Wein,
Fällt mir so eben ein:
Was ich und sie, wir beide
Zu alle Menschen Freude,
Besäß ich ihren Wein,

So ziemlich könnten sein:
Sie, sie ein strenger Richter
Und ich — ein braver Dichter.“

An Lina.

Dein Spiegel Lina ist sehr rein polirt,
Du mußt darin dich ungeheuchelt sehen.
Doch sage mir, was dich verführt,
Oft halbe Tage lang vor ihm zu stehen?

Allein ich merk' es, Lina, schon.
Du willst nunmehr, gleich einer weisen Schönen,
Auf jene Reize, die dich flohn,
Mit Kälte hinzusehen dich gewöhnen.

Pansalvin.

Beinahe bis zur zwölften Stunde,
In welcher oft Freund Hain
Zu halten pflegt die Abendrunde,
Saß täglich einsam und allein
Herr Tulpian auf seinem Rechenzimmer,
Um seine Bücher nachzusehen.

Einst sahe er beim Lampenschimmer
Den Tod dicht vor sich stehen.
„Erschrecke nicht!“ Rief dieser ihm entgegen
Mit fletschendem Gesicht.
„Ich komme heut nicht deinetwegen,
Dir gilt es Tulpian noch nicht.“
Darauf schritt er zum Schlafgemache
Des Herrn Tulpians und unverweilt,
Mit fürchterlichem Hohngelache

Und tosendem Geräusche eilt,
In einem Nu mit seiner Beute
Freund Hain zum Unterreich hinan.

Es schielte von der Seite
Den Reisenden Herr Tulpian
In ihrem Fluge nach. Mit Schrecken
Und mit Erstaunen wähnte er
Ganz deutlich zu entdecken,
Daß sich Herr Luzifer
In seinem Fang vergriffen.
Nicht seine Gattin — nein!
Den schönen Pansalvin
Sieht er durchschiffen
Mit unserm Freunde Hain
Die hohen Regionen;
Den schönen jugendlichen Paladin,
Der alle Weiber und Matronen
Mit einem Talisman zu fesseln schien.

Kaum konnte Tulpian sich fassen,
So hört er seines Weibchens Tritt:
Und nicht mit einem falben, blassen
Und sogenannten Leichenkolorit,
Ach nein! In ihrer Wangen Rosenröthe,
In ihrem Zauberblick, sah er so schön
Von neuem eben seine Margerethe,
Wie einst am Hochzeittage, vor sich stehn.

„Du kannst von einem Glücke sagen,"
Begann die schöne Marthe, „daß zu dir
Mich jetzt noch meine Füße tragen.
Dieß guter Tulpian verdankst du mir.
Bald hätte dir der Tod entrissen
Dein Weib, das dich so herzlich liebt,
Und dir, — das sagt mir mein Gewissen —
Die schönste Weibertreue übt."

Davon hast du mir jetzt Beweis gegeben,

Fiel hier der Gatte ein. Herr Pansalvin —
„Nicht wahr?“ Entgegnet' Marthe, „eben
Sahst du, Statt meiner, ihn
Mit Luzifer in Lüften schweben?
Hätt' Pansalvin ich nicht bei mir
Gehabt, so wär ich um mein Leben,
Und, lieber Mann, von dir
Auf Ewigkeit getrennt gewesen.

„Dir wird doch wohl erinnerlich noch sein,“
Fuhr Marthe fort, „aus deinem Bibellesen,
Daß jener Vorwitz Evas nur allein,
Dem Luzifer und seinen Horden
Im Kreise der Natur die Macht verliehn,
Zu tödten und zu morden.
Und diese seine Freuden zwingen ihn,
Für mein Geschlecht so manche Züge

Der Dankbarkeit zu äussern. Viel
Der Proben, die er mir schon in der Wiege,
Von seinem gegen mich erkenntlichen Gefühl
Verliehen, könnt' ich dir aufzählen.
Doch gestern noch war er so gut
Durch seinen Jokei mir es zu empfehlen,
In dieser Nacht auf meiner Hut
Zu sein." Ist dir dein Leben,"
Ließ er mir sagen, „theuer, ach!
Dann wag' dich ja nicht zu begeben,
In dieser Nacht allein ins Schlafgemach.
Mir ist von Pluto anbefohlen,
Aus diesem einen Sterblichen
Zum Unterreiche abzuholen.
Den welchen ich bei dir zu sehen
Bekomme, der soll, dir zu Gefallen,
Zum Unterreich' Statt deiner hin.

„Hier frag' mich nicht, warum vor allen,

Zum Opfer ich gewählt den Pansalvin.
Ein Weib wie ich, das engelreine Sitten,
Als eine Zierde ihrer Gattung schätzt,
Sah diesen Pansalvin in unsre Mitte-
Zu unsrer Prüfung nur versetzt;
Und manche fromme Weiberseele,
Die sonst die Keuschheit nur geziert,
Fand sich durch tausendarmige Kanäle,
Von ihm oft irr' geführt.

Nicht länger konnte ich's ansehen
Mit Gleichmuth, daß nun dieser Pansalvin,
Dem keine Frau zu widerstehen
Genug der Tugend zu besitzen schien,
Aus unserm Frauen-Kreise
Ein jegliches Gefühl
Für Sittsamkeit verweise.
Hier könnte ich ein Ziel,
Dacht' ich, dem Uebel setzen.

Ich bat den schönen Pansalvin,
Den hochgerühmten Weibergötzen,
Auf diese Nacht zu mir. Der Paladin,
Schon trunken vom Genuß der Schäferstunde,
Erscheint. Doch Luzifer reißt plötzlich ihn
Mir von der Seite, und zum Höllenschlunde
Sahst du sie beide ziehn.
Nun, lieber Mann, wird wohl in unserm Kreise
Der Weiber Tugend immerdar —"

Ja! Rief Herr Tulpian, in dem Geleise
Verbleiben wo sie war."

Tamaryllens Feinde.

Als jüngst die schöne Tamaryllis hörte,
Daß alle Paladine sich bemühn,
Weil sie nicht ihnen ihre Gunst gewährte,
Gen ihre Tugend los zu ziehn,
Schwur sie mit einem lauten Hohngelache,
Den Feinden eine schwere bittre Rache.

Ich will, sprach sie, den Feinden straks entgegen
Mit meinen stärksten Waffen gehn.
Ihr kühner Heldenmuth wird sich bald legen.
Sie sollen mir nicht lange widerstehn.
Ich will für sie ein stilles Grab bereiten;
Sie sollen mir als Nebenbuhler streiten.

Lied.

Ich lebe hier,
Wie, Gott, bei dir,
Wenn mir Zufriedenheit
Mein eignes Herz verleiht;
Wenn ich mein Mädchen schön
Kann tändeln um mich sehn.

Ich lebe hier,
Wie Gott bei dir,
Wenn ich nur Hand in Hand,
In Einsamkeit verbannt,
Bei einem Glase Wein,
Mit ihr mich kann zerstreu'n.

Kurz lebe hier,
Wie Gott bei dir,

Wenn mich Zufriedenheit',
Und Minna's Munterkeit,
Und unverdorbner Wein,
Einladen froh zu sein.

Auf Stax.

Man sagt, daß sich der Skribler Stax durch seine Schriften'
Die er dem Drucke übergeben hat,
Bereits ein großes Kapital gesammelt habe.
Wohl ihm, dem guten Manne! wenn er's that,
Nun kann, zum wenigsten auf seinem Grabe,
Ihm sein Verdienst, ein daurend Denkmal stiften.

An die Menschen.

Eh' noch Pandora den leichtsinnigen Japhiten täuschte,
Eh' sie mit allen Uebeln sich zur Menschenraze schlich,
Kurz ehe des Prometheus Kühnheit heischte
Des Donnergottes grausen Plan, und eh' er sich,

Der schwachen Menschen lastertrunkenen Geist zu überwinden,
Zu ihrem Untergang, bis auf Deukalion entschloß,
Da mußt' das ganze Heer der Laster schwinden,
Und Kottyttias Feste und ihr ganzer Troß.

Da war noch nicht der Semele geprieſ-
ner Sohn gebohren,
Der Zechen lehrt' beim Dythyrambenchor
den Chyerwein.
Da hatte noch Aſträa nicht geſchworen,
Ihr Sitz ſoll von dem Erdenrund entfer-
net ſein.

Da waren Könige zu ihrer Ehre nicht
Tyrannen.
Da war noch kein Tarquin, der trunken
auf den Thron verſetzt,
Befiehlt, Gygantenſtärke anzuſpannen,
Die alles Menſchenwohl in einem Nu ver-
letzt.

Doch als die Laſterfurien geſchärfte
Dolche zückten,

Mit den, in Viperngift getaucht, sie Uebel
angeschürt,
Die jenen weisen Götterplan entrückten,
Den Zevs dereinst in allen Sphären ein=
geführt;

Da war, weil sie es so gewollt, die Wuth
der Eumeniden
Des höchsten Gottes Freude. Noch wälzt
immer Sysiphus
Bergan den Felsen; und es soll hienieden
Von seinen Wünschen nichts befrei'n den
Tantalus.

Die Danaiden sieht man noch ununter=
brochen füllen
Ihr durchgebohrtes Faß, und hört mit rau=
her Stimme noch

Im Fichtenwalde den Lykaon brüllen,
Gedrückt von seiner bösen Laster schwerem
Joch.

So schuf die Menschheit sich von Ewigkeit die grausen Qaalen,
Die sie noch zu empfinden hat, daß auch
dem Zittiker,
Wenn sich Appelles, sie für ihn zu malen
Entschlöß', ihr Anblick grausend und erschütternd wär'.

Wenn Menschen nur stets der Natur
getreu geblieben wären,
So wären schon die weisen Joniens, und
die, die in
den Gärten einst gelehrt, mit ihren Lehren
Nur Tand, und alles war geschätzt nach
wahrem Sinn.

Allein so kann man noch das aufge-
blähte Laster sehen,
Und seine ganze Brut, in Purpurmäntel
eingehüllt.
Man könnt' mit Licht die Tugend suchen
gehen,
Es blieb, wie einst dem Synopäer, uner-
füllt

Der fromme Wunsch: daß einst die Tu-
gend sich erkühnen möchte,
Die Lasterbrut zu scheuchen, die mit dreu-
ster Stirne sich,
Die einst zu Sparta hochgerühmten Rechte
Der Tugend, bei den schwachen Sterbli-
chen erschlich.

Der Allengefällige.

So wie manche Schöne
Alle Erdensöhne
Einzunehmen liebt;
Doch sich nie ergiebt,
Und bei diesem Spiele,
Nie zu jenem Ziele
Ihres Daseins eilt;
Und so lange weilt,
Bis sie unversehen
Bleibt verlassen stehen:
So will Trax allein,
Allen Hülfe sein;
Spricht, als lebt er allen
Menschen zu Gefallen.
Doch noch soll, wie jene

Ungenützte Schöne,
Sein gefäll'ger Schein
Einem tröstlich sein.

Auf einen allzuschön gemahlten Hektor, von Angelika Kaufmann.

Dies wäre Hektor, der Andromache ihr Gatte?
Hier blieb die Künstlerin der Wahrheit nicht getreu.
Wenn sie den tapfern Hektor hier im Sinne hatte;
So scheint's: sie wünschte; daß er auch ein Paris sey.

An Kalliste.

Kalliste, ja ich schwör' es dir,
Vor allen Schönen scheinst du mir,
An holder Schönheit vorzuragen.
Bist von Natur, wie Lilien, weiß.
Giebst dir nie jenen faden Fleiß,
Durch falsche Busen zu betrügen,
Und dich in Fischbein einzufügen.

Suchst nie dein schönes blondes Haar,
Dein edles rundes Braunenpaar,
Durch Künsteleien zu erheben.
Und um den Moden nachzuleben,
Dein edles Herz, durch Tändelei,
Und deinen Geist, mit allerlei
Dergleichen kleinen faden Dingen,
Von seiner Schnellkraft abzubringen.

Und doch bist du, das glaube mir,
So schön, daß auch die Kunst an dir,
Verehrungswehrteste Kalliste,
Nicht Etwas auszusetzen wüßte.
Allein harmt es dich Freundin nicht,
Wenn es an Freiern dir gebricht?
Ach nein! Ich merk' es schon vor allen;
Du strebst dem Neide zu gefallen.

Die weisen Reichen.

Verachte doch nicht auch die weisen Reichen, Freund.
Lern ihre Denkungsart erst kennen.
Ist dir, ein weiser Reicher, wahrer Feind,
Er wird dir seinen Reichthum gönnen.

Vitruvs Thaten.

Einst kam Vitruv aus einem Kriege
Und lag an vielen Wunden krank.
Doch kennt man nur all' seine Siege,
Die er im Weingelag errang.

Nochmals ward Krieg. Vitruv ging wieder
Und hatt' den Tod davon gebracht.
Nun rühmen ihn schon alle Lieder:
Er starb als Held — doch vor der Schlacht.

Die Grabschrift ist auf ihn zu lesen:
Hier liegt ein großer Held, der nie,
Wenn er bei einer Schlacht gewesen,
Dem Feinde einen Sieg verlieh'.

An Chloe
nach Horaz.

Wie eine junge Hündin auf der Flucht,
Die ganz bestürzt die treue Mutter sich,
In eitler Furcht, auf fernen Hügeln sucht,
So fliehest du auch, Chloe, schüchtern
mich.

Wie sie erschrickt, wenn nur ein sanf-
ter Hauch
Das dürre Blatt am dünnen Weinstock
hebt,
Wie ihr, bewegt ein Schmetterling den
Strauch,
Das Herzchen pocht, das sanfte Knie ihr
bebt:

So du. Du fliehest mich wie Pfeil-
geschoß.
Hältst du für einen wilden Löwen mich?
Verlasse immer nur der Mutter Schooß,
Und schenk' dem Manne, schöne Chloe,
dich.

An Pakuvia.

Wie schön sind sie, Pakuvia!
Sie halten es für Schmeichelei?
Sie trauen meinen Worten nicht?
So nehmen sie den Spiegel da.
Ich bleib' dabei —
Sie glauben's nicht.

Die Nachtigall.

Eine Fabel.

Einst wagte Philomel' an des Kroniden Thron,
Der Pfauen Zierd' sich zu erflehen.
Mit Wohlgefallen hörte Zevs den sanften Ton
Der Bittenden. Er konnt' nicht widerstehen.
Er winkte, und vor ihm in einem Nu
Stand Philomel' im Pfaugewande.

Entzückt eilt sie der Heimath zu.
Und der Gedanke, in dem Vaterlande
Mit diesem Schmucke zu erscheinen,
Und dort geliebt, geehret sich

Zu seher, ließ alle Kräfte sie vereinen,
Auf ihrem Fluge, inniglich
Dem Geber alles Guten, Dank zu weihen.

Doch kaum als jenes Dankgefühl
Begann sich zu zerstreuen,
War sie an ihrer Reise Ziel.
Halt! dachte sie, vor allen Dingen
Muß ich zu meinem Vater hin.
Was wird dem Greise dieß für Freude bringen,
Wenn er in mir, wie ich jetzt bin,
Nun seinen Sohn erkennen,
Umarmen wird. Fürwahr!
Ganz unaussprechlich glücklich nennen
Wird er sich wohl, wenn er sogar
Als zweiten Phönix, mich von allen
Bewundert und gepriesen sehn

Und hören wird. Kaum war ihr dies entfallen,
Sieht sie den Vater in der Ferne stehn.

Mit schnellem Flug eilt sie zum Alten,
Begrüßt mit sanftem Tone ihn,
„Wer bist du?“ Fragt, indem in Falten
Er seine Stirn' zu ziehn schien,
Der Greis. „Wie, du erkennst in Stimm' und Tönen
Nicht deinen Sohn, der —“ du? mein Sohn?
Und dies Gewand? — „Erflehte ich am Throne
Des mächtigen Kroniden mir.“ — Ich weiß nun schon
Genug. Hinweg! Mag dich nicht vor mir sehen —
„Mein Vater!“ — Wie? du wagst es dir

Verzeihung zu erflehen?
Du hast den Anschein fremder Herkunft dir
Erbettelt. Gelt! Es ist dein Plan
Nach deinen Ahnen dich nicht mehr zu
nennen.
Wohlan! der Erste will ich sein. Ich kann
Und mag dich nicht für meinen Sohn er-
kennen.

Auf eine veraltete Schöne.

Es stralt dein feur'ges Aug' auf mich.
Ich fühle es in meinem Herzen.
Du glaubst es nicht? — Es freuet sich,
Daß es nichts fühlt, von deinen Scherzen.

An ein Bienchen.

Für Freundin D.

Summe, Bienchen, summe nur
Ueberall und überall.
Sing' dein Liedchen der Natur
Am Gestad' am Wasserfall',
Auf der Wiese und der Flur,
In dem Garten, auf den Wall.

Schwinget sich auch dein Gesang,
Mit dem lauten Sängerchor,
Mit der Sphären süßem Klang,
Nicht so inniglich empor
Summe nur und sei nicht bang,
Hört dich doch des Edlen Ohr.

Ungesehen, ungehört,
Glaubst du manchen Tag zu sein.
Weises Bienchen sei belehrt,
Daß nicht Aug' und Ohr allein,
Sondern auch das Herz erfährt,
Was uns pflegt sehr werth zu sein.

Auf Xantus.

Kommt her, ihr Armen! kommt! ruft Xantus laut.
Dies kann die ganze Stadt wohl hören.
Dann spricht der milde Mann mit ihnen ganz vertraut.
Glaubt ihr, er will mit bloßen Worten sie bethören?
Dies sagt von ihm sein Feind —
Dies denkt von ihm sein Freund.

Auf Blanchard
in Berlin.

Als Blanchard sich gen Himmel jüngst
erhob,
Erstaunten, o Berlin! all' deine Menschen-
kinder.
Und jublend gab man ihm das große Lob:
Daß noch kein Sterblicher vor ihm ge-
schwinder
An die erhabnen Himmelspforten kam.
Doch, Staunende, das ist mit dem nicht
zu vergleichen,
Was ich von keinem Sterblichen vernahm.
Des Himmels Pforten werdet ihr auch
einst erreichen,

Vielleicht geschwinder noch. Denn wer könnt' euch
Die süße Hoffnung rauben? Doch, habt ihr vernommen,
Daß jemals einer, einem Blanchard gleich,
Vom Himmel wieder so geschwind herabgekommen?

Dido.

Warum floh Dido in die Höhle
Mit ihrem Aeneas allein?
Entschuldigt ihre gute Seele,
Sie wollte nicht beneidet sein.

An einen alten Geizhals.

Dich sah man heiter nie erscheinen.
Von Habsucht bist du stets entstellt.
Ob Peru's Gold und Edelsteinen
Beneidest du die ganze Welt.

Die wonnevollste Augenweide
Ist dir das Zählen und das Reih'n.
Für jede andre Lebensfreude
Scheint stets dein Herz verzäunt zu sein.

Doch bald kommt es mit dir zum Sterben.
Wem hinterlaßest du dein Geld?
Ich glaube wohl gar deinen Erben?
Sag', was machst du in aller Welt!

Der Löwe und der Elephant.

Mit droh'nder Miene sprach herab von
seinem Thron',
Der Löwe jüngst zum Elephanten,
Den er vor alten Zeiten schon
Zu einem der vertrautesten Trabanten
Erhoben. Traun! Man weiß von dir
Mir schlechte Dinge zu erzählen.
Du sollst durch schlaue Ränke mir
Die besten Plane oft verhehlen,
Und zu den schlechtesten, die meinem Staat'
Verderben, Untergang bereiten,
Mit scheinbar gutem Rath
Mich wissen zu verleiten.

„Wer, König! „wagte mit Besonnen-
heit

Der weise Elephant ihm zu erwiedern,
„Wer hatte die gewissenlose Dreustigkeit,
Euch den gerechten, biedern —“

Genug! Ich weiß jetzt mehr, fiel hier mit festem Ton
Der Löwe ein, als ich zu wissen
Benöthigt bin. — Ich werde für dich schon
Nun strenge Wächter halten müssen.
„Und Wächter auch, „wagt hier
Der Elephant mit Nachdruck ihn zu fragen,
„Für jene, denen ihr,
Mich zu bewachen, aufgetragen?

———

An die Hoffnung.

Ach Hoffnung ach! Verlaß mich nicht.
Gestützt von deinem Wanderstabe,
Schleich' ich, bei Sonnen = Mondenlicht,
Getroster hin zum stillen Grabe.

Die Leiden, ach! erduld' ich gern,
Die dieses Leben mir verbittern.
Bleib' du nur Hoffnung mir nicht fern,
Und vor dem Tod' werd' ich nicht zittern.

Miss' Hoffnung ich auch jetzt bei dir
Der süßen Lebensfreuden viele,
So leihest du sie zehnfach mir,
Doch einst an meinem Lebensziele.

Der alte Dichter.

„Hör' auf!“ ruft ihr mit Hohn“
„In deinen hohen Jahren,
Du alter Musensohn,
Mit deinen greisen Haaren,
Von Liebe und von Wein
Noch jugendlich zu singen.
O ziehe ziehe ein!
Mit deinen kranken Schwingen.“

Was wollet ihr von mir
Ihr jungen Musensöhne?
O schweigt! und lasset mir
Nur meine schwachen Töne.
Verhöhnet mich doch nur
Nicht meiner Jahre wegen;
Ein Dichter von Natur
Ist nie als Greis verlegen.

Gönnt ihr mir meinen Wein,
So weiß ich nichts von Jahren.
Dann kann ich Jüngling sein,
Mit meinen grauen Haaren.
Laßt ihr mein Mädchen mir,
Nur an der Seite stehen
Dann könnt ihr mich mit ihr
Noch tändeln, scherzen sehen.

Und kurz vergönnt mir nur
Was ich bisher besessen.
Laßt mir die Lebensspur,
Die mir noch zugemessen,
Laßt mich bei meinem Wein,
Laßt mich bei meiner Schönen —
Dann kann ich Dichter sein,
Trotz jungen Musensöhnen.

Der Trinker.

Was plaudert ihr, ihr ew'gen Sitten-
richter?
Ich soll kein Trinker sein.
Ich, hört's ihr Unberauschte, bin ein
Dichter,
Und Dichter trinken Wein.

Steht mir mein Mädchen rechts, der
Wein zur linken,
Hab' ich für euch nicht Sinn.
Ihr mögt dann vor mir stehn, mir drohen,
winken;
Ich seh' nicht auf euch hin.

Auf Friedrich den Großen.

Leih' Muse mir dein Saitenspiel, ich
stimme an
Ein Lob dem Helden, der mit unverzagtem
Muth',
Einst sich den Lorbeer gleich Alkmenens
Sohn gewann
Der noch auf seinem Haupt, durch sieben
Fürsten ruht.

Zeigt mir den Helden, der so groß wie
Friedrich war,
Der ihm in seiner großen Heldentugend
gleicht;
Und der von seinem Haupt die drohende
Gefahr,
Mit seinem unerschütterlichen Muth ver-
scheucht.

Nie war wie er, in Schlacht und La=
ger groß ein Held,
Seit Pindar Helden sang, seit Flakkus sie
erhob —
Mich zieht die tobende Bellona mit ins
Feld,
Als wär' für Solon's Numa's Freund kein
höh'res Lob.

Im Frieden wie im Kriege groß, be=
wundert doch,
Den Titus unsrer Zeit, der nur sich an=
gestrengt,
Das Wohl der Menschheit zu entziehn dem
harten Joch,
Der Barbarei, die über sie war oft ver=
hängt.

Der stets die Zeit zum Wohle andrer
abgezählt,

Und ihren Lauf, wenn nicht mit einer guten That,
Sie ward bekrönt bedauert. Der Einsamkeit gewählt,
Die manchen Reitz, für alle großen Seelen hat.

So lebt er von der Welt geschieden, um für sie
Und seine Freunde dort zu leben. Dort schuf er
Dem Menschenrechte neue Wege und verlieh
Dem trauten Freunde und dem Klagenden Gehör.

Was soll ich ferner singen. Was? daß Mensch, daß weis'
Er war? daß Pelops Enkel er als Jüngling glich?

Daß er Lykurg' als Mann befolgte und
als Greis.
Auch dem Trajan an Größe, Weisheit nimmer wich?
Das zeugt schon die Annale, das weiß
die ganze Welt.
Hätt' ich des Mäoniden Leier, auch ich
pries,
Wie er einst Troja's Helden, ihn der
Helden Held
Den Klotho jüngst Borussa's hohem Thron'
entriß.
Ihn sollte man umringt von seiner
Thaten Heer,
In jenem Kolorite sehen, in welchem schon
Sein großer Geist, verklärt, itzt pranget,
der nunmehr
Dahin, wo Numa und wo Ankus sind,
geflohn.

Dort wandelt, sagt ein Dämon mir, der Held
Mit jenem Lorbeer den Bellona ihn verehrt.
Dort hat Athene sich vertraut zu ihm gesellt,
Die ihm oft ihre Huld auf Erden schon gewährt.

Doktor Grabescheit.

Es starb der Doktor Grabescheit.
Was nützt' ihm auch sein irrdisch Leben,
All' seine Kranken sind schon in der Ewigkeit;
Zu ihnen muß er sich begeben.

Das Schaaf und das Lamm.

Eine Fabel.

„Mein Kind," sagt' jüngst ein Schaaf
zum Lamme,
„Wag' dich ja nicht zu weit in Wald
hinein.
Die bösen Wölfe pflegen unserm Stamme
Dort auf der Lauer stets zu sein."

Die Wölfe? Fragt' mit Zittern
Das Lämmchen. Ei! Was für Geschöpfe
sind
Denn das. — „Wo diese, Kind, dich wit-
tern,"
Entgegnete das Schaaf, „ist es mein Kind
Um dich sogleich geschehen.

Sie tödten und verzehren dich."
Das Tödten, sagt' das Lamm, wär' wohl
noch auszustehen
Doch das Verzehren, davor schaud're ich.

Der jüngste Tag.

A.

Am jüngsten Tage wird der Löwe mit
dem Hasen,
Verkündet der Prophet, auf einer Weide
grasen.

B.

Nun dann ist wohl der jüngste Tag
bereits gewesen,
Man braucht nur uns're Meßverzeichnisse
zu lesen.

Devote Bitte der Sonettendichter.
an
J. H. Voß.

Ein Sonett.

Warum den Haß uns, Unerbittlicher!
Was haben wir denn gegen Dich begangen?
Wer sollte, Dich, in Versekunst ein Herr
Zu übertreffen, sich wohl unterfangen?

Gehörst doch wahrlich nicht zum großen Troß
Der kleinen Meister mit Pygmäenkehlen,
Die Dir zu gleichen suchen, Meister Voß,
Im Silbenmessen und im Füßezählen.

Laß unsre Cymbeltöne uns, die nimmer
Zu überschreien Dich, o Voß! vermögen.
Ein Laut von Dir zerschmettert sie in Trümmer.

Denn Dir ward der Posaune Wirbel-
ton;
So hört, — bist Du um Deinen Ruhm
verlegen? —
Am jüngsten Tag, Dich jeder Menschen-
sohn.

Grabschrift auf den Arzt Hygin.

Hier liegt Hygin, der zweite Hypokrat,
Der nun, zu aller Menschen Heil, den
Weg betrat,
Auf welchem seine Lorbeern rühmlich pran-
gen,
Auf dem ihm alle seine Kranken vorge-
gangen.

Der Schwelger.

Als Pluto's Scharfblick jüngst auf einen
Geist,
Der sich von einem Schwelger erst geschie-
den,
Und der mit großen Schritten dreist,
Und wie es schien mit sich zufrieden,
Zur Pforte nach Elysium hineilte
Und sie sich öffnen ließ,
In seiner üblen Laune weilte,
Rief er im Zorne aus: „Wer hieß
Den Eingang diesem Schwelgergeist
In diese Wohnungen verleihen?
Fürwahr! Beinah' ihr strengen Richter
weist

Mir dieser Irrthum, daß der Anschein euch
Betriegen kann. Wie soll man sich erfreuen,
Des strengen Rechts, das stets in meinem Reich'
Gehandhabt werden muß, wenn ihr
So unverseh'n dem Laster günstig seid."

Verzeih'! Entgegnet' Minos. Wenn mit Rechten wir
Verdienen deinen Tadel, wollen wir bereit
Uns finden, unsers Amtes zu entsagen.
Man bring' den Geist noch einmal vor uns her.
Vor dir soll man ihn noch einmal erfragen,
Dann sollst du selbst ein Urtheil fällen."

Der Geist erschien, man hielt Verhör'

„Wer bist du? „Fuhr ihn ernst der Spre-
cher an,
„Es scheint aus deiner Miene zu erhellen,
Daß du die Tugend oft geradebrecht.
Gesteh' nur Alles, daß man dir nun kann
Nach Billigkeit und Recht ein Urtheil
fällen.“

Wahr ist's, entgegnete der Mane,
Ich lebte schlecht, allein ich starb gerecht.
Ich öffnete, seit meinen frühen Jahren,
Dem Laster Thür und Thor, befreiet von
dem Wahne,
Daß Tugend mehr als Laster sei. So
waren
Der Wollust meine Tage stets geweiht.
Ich lebte schlecht. — Doch kaum hört' ich
die letzte Stunde,

Mir schlagen, da war ich denn gleich bereit,
Um zu entgehn dem Höllenschlunde,
All' meine Sünden,
Ganz offenherzig zu gestehen.
Ich trauete der höchsten Allbarmherzigkeit'
Wenn sie als Reuigen mich sehen
Und kennen wird. Ich sahe alle Strafen schwinden,
Sah' mit Vergebung mich gebenedeu't,
Ward frohes Muthes und entschlief als ein
Gerechter Mann. Ich lebte schlecht,
Doch bin ich nicht gerecht verschieden?

„So so!“ fiel Pluto unvermuthet ein,
„Nun wohl, ihr Richter habt nach Recht
Und Billigkeit sein Urtheil ihm verliehn.

Wohlan! Ich bin's zufrieden,
Des Schwelgers Geist mag nach Elysium
nur hin.

Auf Laida.

Heut feierte, an ihres ersten Gatten Hand,
Den silbernen Hochzeittag
Frau Laida, die jetzt wie bekannt,
Schon vier und sechzig Jahre zählen mag,
Nachdem die goldne Hochzeit sie, auf ihr
Gewissen,
Schon vor sechs Jahren hätte feiern müssen.

Agenor und Guinilde.

Ein Bardiet.

Mit Frühlingsblumen neu bekränzt
Trat eben Guinilde hervor.
Ha! ihre rothe Wange glänzt,
Erblickend ihren Agenor.

Guinilde.

Mein Agenor! Willkommen mir!
Dein Blick verspricht mir Tapferkeit.
Mir weißsagt dieser Wink von dir,
Daß du gesiegt im heißen Streit.

Komm nun! wirf dich in diesen Arm,
Nimm hin der Liebe süßen Kuß.
Sei itzt kein Held, scheuch allen Harm,
Und wink' mir zu den Liebesgruß.

Leg' blutbesprizte Waffen ab,
Das rothe Schwert das oft erwählt,
Dem Feind in Ewigkeit ein Grab,
Das blinkend schon den Feind entseelt.

Komm nun in deine Hall mit mir
Dein braunes Haar ist ganz zerstört,
Schweiß bricht aus deiner Stirn herfür,
Von Staub ist dein Gewand verzehrt.

Und doch gefallst du mir nun so.
Du hast gesiegt, nun ruht mein Herz,
Der Feind der deinem Dolch entfloh,
Der fühlt nun des Besiegten Schmerz.

Agenor.

Dein Herz, das oft in meinem Blick,
Die warmste Liebe zu dir fand,
Weißsagte dir mein siegend Glück,
Das mir der Himmel zugewandt.

O reich' die Wang' zum Kusse mir,
Ein Blick voll Zärtlichkeit sei dein.
Komm, Guinilde, komm' mit mir,
Führ' mich in deine Hall' hinein.

Bereite uns ein heit'res Mahl,
Reich frischgereifte Früchte her,
Und Perlenmost in dem Pokal.
Beim Wonnekusse sei er leer.

Erquicke mich mit einem Blick,
Der mich Ermüdeten erhebt,
Führ' mich in deinen Schoos zurück,
Der mich mit neuem Muth belebt.

Komm, Guinild, du theures Pfand,
Das mir der Himmel einst verliehn.
O komm! Laß uns nun Hand in Hand,
Den Weg der Liebe wandeln hin.

Beide.

Ja wandeln wollen wir fortan,
Den Weg der Liebe Hand in Hand,
Bis uns der kalte Todtenmann,
Dereinst ins kühle Grab verbannt.

Auf Pilopan.

Der Geizhals Philopan,
Ist eines Erben wegen,
Aufs Aeußerste verlegen.
Er sucht, der gute Mann,
Bei Armen und bei Reichen,
Vergebens — Seinesgleichen.

Die Wahl.

Jüngst kam ein Freund zu mir,
Und schien mir sehr verlegen.
„Ich komm'," sprach er, „zu dir,
Um mit dir Rath zu pflegen.
Bin ein für alle Mal,
Entschlossen bald zu freien.
Doch quält mich noch die Wahl,
Mir stehet zwischen zweien,
Der schönsten Schönen frei,
Die Gattin mir zu wählen.
Denk' dir, mein Freund, nur zwei
Die gleiche Jahre zählen,
Die sich einander nicht,
An Tugend Unschuld weichen,
Und die sich von Gesicht,

Wie zwei Madonnen gleichen —
Kurz denk' an ihnen wär'
Kein Zug zu unterscheiden,
Wenn nicht von Ohngefähr,
Die Eine von den Beiden,
Wie eine Juno groß
Und schlank gewachsen wäre,
Die andre aber bloß
Dem Sohne der Cythere,
Dem kleinen Kupidon,
An Wuchs zu gleichen schiene.
Nun sag' mir, welche von
Den Beiden wohl verdiene,
Die Gattin dir zu sein?"

„Ich würde mit der Kleinen,"
Fiel ich dem Freunde ein,
„Am liebsten mich vereinen."

„Wie mit der Kleinen? Ei!
Da möcht' ich wohl vernehmen
Die starken Gründe, die
Sie, lieber Frennd, bequemen,
So schnell ihr Urtheil, wie
Vom Blatt', mir abzulesen."

„Mir war," fiel ich hier ein,
Dies Wahrheit stets gewesen,
Das was von jedem Stand,
Von jedem Klub und Orden,
Als Regel anerkannt,
Und eingeführet worden.
Vom Kaufmann hab' ich hier
Die Regel hergenommen:
Von schlechtem Gut' laß dir,
Stets kleinen Vorrath kommen,

Der Sturm.

Was bleibt dem Ehemann, wenn er
Sein Geld und Gut und viele Freuden
Des Lebens hingeschwunden, und nunmehr
Verarmt, durch viele Leiden,
Alle seine Kräfte aufgezehret sieht?
Zwei Worte lösen auch die Frage:
Sein Weib. — Nicht lange her so flieht
Jack Seltenstrom, gedrückt von seiner Lage,
Nachdem des Schicksals Laune er,
In jeglicher Gestalt empfunden,
Und am Ziel nunmehr
Bloß mit dem Schmerze jener Wunden,
Die ihm das Schicksal schlug,
Zu kämpfen und zu ringen hatte,
Den Boden welcher ihn als Jüngling trug.

Als armer und bedrängter Gatte,
In einem fernen Welttheil sich nunmehr,
Ein neues Glück und neuen Segen,
Vom Himmel zu erflehen, eilte er,
Ohn' lange Rath zu pflegen,
Mit seinem Weibe an der Hand,
Ein Kaufartheischiff zu besteigen,
Das eben hin, nach der Brachmanen Land,
Der Zufluchtsort der feigen
Verarmten Brut, zu steuern, in Kanal
Die Seegel spannte,
Die Anker lichtete und das Signal,
Bald auszulaufen, schon abbrannte,

Drei ganzer Wochen ward vom Meer',
Bei gutem Wind' ganz ruhig und gelassen,
Das Boot dem Hafen näher
Gebracht. Es seegelte dermaßen,

Daß Haupt- und Steuermann, in ihrer Terminologie,
Bei allen Elementen hoch betheuerten,
Daß dieses Schiff von allen die,
In diese Straße seit Vespuzzi steuerten.
Der schönste, beste Seegler wär'.

Doch mit der vierten Woche schwanden,
Die heitre Luft, der sanfte Wind, das stille Meer.
Als wenn die Elemente von den Banden,
Mit welchen die Natur sie schon,
Seit den entferntesten Aeonen,
Zu zügeln weiß, sich loszureißen drohn,
Und einverstanden mit den wüthendsten Dämonen,
Ein neues grausenvolles Ohngefähr,
Zu schaffen strebte, sah man straks von allen Seiten

Der Stürme großes Heer,
Den weiten Ozean bestreiten.
Die Wellen hoben sich zur Alpenhöh' empor,
Die Donner rollten in den obern Regionen,
Und überstimmten mächtiglich der Stürme Chor,
Die mit Despotenmacht in jenen Zonen,
Zu hausen pflegen. Kurz es schien
Sich alles zu verbinden,
Als sollte, troz des Haupt- und Steuermanns Bemühn,
Das Schiff hier seinen Untergang schon finden.

Besorgt stand nun des Schiffs Regent.
„Halo!" ruft er mit lauter Stimme,
„Kein Mittel ist mir mehr vergönnt,

Dem Elementengrimme,
Zu widerstehen. Wollet ihr
Daß uns das Meer nicht soll verschlingen,
So muß ein jeder mir,
Straks alle Dinge bringen,
Die er nur missen kann,
Und überflüssig uns das Schiff beschweren.
Der Augenschein muß jedermann,
Bald überzeugen und belehren,
Daß wir verloren sind wenn wir verziehn,
Von unserm Ballast uns bald zu befreien."

Bei diesen Worten schien
Das Leben auf dem Schiff' sich zu verneuen,
Man lief von allen Seiten hin und her,
Ein jeder holte, brachte
Was er sich ohngefähr
Als überflüssig dachte.

Jack Seltenstrom nur stand,
Ganz sorglos unbekümmert,
Wie einem der zum Tod verbannt,
Die fernste Hoffnung nicht mehr schimmert,
Am großen Mastbaum angelehnt.

„He Jack!“ ruft laut der Hauptmann
ihm entgegen,
„Nicht länger der Geduld gefröhnt,
Ihr habt jetzt nichts zu überlegen,
Nur rasch! Bringt euren Ballast her.

Als wie aus einem tiefen Traume
Geweckt, eilt unser Jack nunmehr
Mit Vogelsschnelligkeit nach dem Schiffs-
raume,
Und ehe fünf Minuten noch vergehen,
Sah' ihn mit seinem Weib' zur Seite,
Der Hauptmann vor sich stehn.

„Nun Jack werd' ich denn heute,“
Rief ihm mit aufgebrachten Sinn,
Der Hauptmann zu, „noch deinen Ballast
sehen?

„O ja!“ Rief Jack und zeigt auf seine
Gattin hin,
„Hier hab' ich meinen Ballast stehen.“

An die schöne Mela.

Du willst mir, schöne Mela, deine Verse
rezitiren?
Ich bitte, Freundin, sehr, verschone mich.
Ich will von deinen Reitzen nichts verlie-
ren.
Und sie, die Musen, ach! entstellen dich.

Der eifersichtige Philant.

Philant beklagt sich über jene Wunden,
Die seine schöne Gattin ihm versetzt,
Wenn sie den theuren Schwur, der sie ver-
bunden,
Durch manchen freien Ausflug ihm ver-
letzt.

Fürwahr! das heiß' ich sich mit Grillen
plagen.
Der eifersichtige Philant vergißt,
Sich über seine Gattin zu beklagen,
Daß sie auf ihn nicht eifersichtig ist.

Der Schwur.

Hört auf, o Freunde! mich zu quälen.
Ich will ein andres Leben wählen,
Nur hört mich mit Besonnenheit,
Sonst schlichten wir nicht unsern Streit.

Das will ich, Freunde, zugestehen:
Kein Mädchen ferner anzusehen.
Es giebt auch ohne Minnespiel,
Der braven, guten Dichter viel.

Doch wie? den Wein, den sollt' ich missen?
Dann, Freunde, muß ich ernstlich wissen:
Ob ich auch ohne Tropfen Wein
Noch könnte wohl ein Dichter sein.

Den Wein, den Wein wollt ihr mir
lassen?
Doch nur die Mädchen soll ich hassen?
So schwör' ich, Freunde, euch: beim Wein
Kann ich nie ohne Mädchen sein.

Der reiche Fuß.

Hier ist zum bessern Leben,
Der reiche Fuß versenkt,
Den Armen kann er itzt nichts geben,
Weil er itzt so wie olim an sie denkt.

Amors Bitte.

Mein Vater, sprach der Sohn der Aphro-
dite
Zum Donnergotte — „o versage mir
Doch jetzt nicht eine nur ganz kleine Bitte;
Leih deine stärksten Donnerkeulen mir!

Was willst du Amor mit den Donner-
keulen?
Entgegnete ihm Zevs. — Mein liebes
Kind,
Glaub' nicht du spielst mit jenen leichten
Pfeilen,
Die nur für deinen Arm geschaffen sind.

„Ich muß," erwiederte mit stillen Thrä-
nen

Der kleine Cypripor dem Jupiter,
„Zur Donnerkeule meinen Arm gewöhnen,
Denn meine Pfeile helfen mir nichts mehr.

Kein Jüngling will mir jetzt mehr unterliegen;
Mein scharfster Pfeil sogar verwundet nicht.
Und Mädchenherzen jetzt noch zu besiegen,
Das ist ein Sieg, dem es am Ruhm gebricht.

O Vater! leih' mir deine Donnerkeulen!
Versuchen will ich es von heute an,
Ob ich mit ihnen, wie mit meinen Pfeilen,
Noch einen Jüngling überwinden kann."

Wie, Kind, du willst die große Quelle schwinden

Versiegen lassen? — fällt ihm Zevs hier ein. —
Willst Mädchenherzen nicht mehr überwinden?
Die dir einst könnten neuen Ruhm verleihn?

Geändert haben, Vater, sich die Zeiten,
Entgegnet' ihm der Aphroditen Sohn.
Der Mädchen Herzen sind jetzt leicht zu leiten,
Sind leider biegsam wie ein weicher Thon.

Deswegen trotzt der Jüngling meinen Pfeilen,
Und trifft ihn einer jetzt von ohngefähr,
So stehen gleich, die Wunde ihm zu heilen,
Die schwachen Schönen alle um ihn her.

So war es nicht in meinen Jünglings-
jahren,
Entgegnete ihm Zevs. Denk nur einmal
Zurück, als ich noch liebte. Ach! da wa-
ren
Der Schönen Herzen, leider! hart wie
Stahl.

Ja, ja, wo sind nunmehr die goldnen
Zeiten?
Erwiedert lachend ihm der kleine Wicht.
Wozu konnt dich die Liebe nicht verleiten?
Erinnerst du des Stiers, des Schwans dich
nicht?

Sonnst konnten Mädchen aus dem
Jüngling schaffen,
Wie Phydias aus einem rohen Stein,
Bald einen Donnergott, bald einen Affen,
Er mußte stets damit zufrieden sein.

Jetzt kann der Mann mit ihnen Alles
machen;
Sie können, leider! ihm nicht widerstehn.
Und was noch ärger ist: ich seh' sie lachen,
Es scheint mir bald, daß sie es gerne sehn.

Bav und sein Weib.

O goldne Einigkeit der Ehe!
Bav und sein Weib genießen sie.
Wenn Bav heut spricht — dies oder das
geschehe —
Dann fügt sein Weib sehr weislich zu: ihr
Nie.

Die Sonette.

Ein Sonett.

Es lebten unsre Schöpfer in den Zonen,
Wo gleich den Kindern höherer Naturen,
Gedeihen, neben Blumen bunter Fluren,
Des Gärtners Hand entbehrend, die Zitronen.

Im Busen muß der Götterfunke thronen,
Aus welchem unsern Schöpfern wir entfuhren.
Darum vermogten, dem auf unsern Spuren
Begriffnen Fremdling nimmer wir zu lohnen.

Wir sind geweihtes Bodens edle Keime,
Die in der Blühte sich Sonette heißen;
Ihm dürfte Keiner lohnend uns entreissen.

Jetzt übt an uns der Deutsche seine
Kräfte;
Er dehnt und presst uns ein in seine Reime,
Und zeigt in uns nur — Runkelrübensäfte.

Auf Just.

Herr Just ist doch fürwahr ein milder
Mann.
Zum Geben kann er sich zwar nicht ent-
schließen.
Mein Beutel, sagt er, kann nicht büßen.
Ich wünsch' den Armen, Alles, was ich
geben kann. —

Weinlied.

Trinkt, Brüder, trinkt Wein!
Schnell fliehen die Jahre.
Schnell greisen die Haare,
Bald pochet Freund Hain.

Dann heißt es straks: Auf!
Ihr ewigen Zecher,
Verlasset die Becher,
Zum Himmel hinauf!

Dort missen wir Wein.
Dort trinken, o Leiden!
Die edleren Heiden,
Den Nektar allein.

Der kranke Dichter.

Jüngst ließ ein siechender Apollosohn
Den Arzt zu sich bescheiden.
„Worin bestehen“ fragt mit ruh'gem Ton
Der Aeskulap den Kranken, „ihre Leiden?“

Begeistert blickt der Dichterling um=
her,
Sein Auge stralte Feuerfunken.
Sie fragen noch, rief er,
In welche Leiden ich versunken?

Ganz nahe war ich schon dem Styx,
ganz nahe
Dem giftgeschwollnen Cerberus.
Ich hörte schon das Rad Irions rasseln,
sahe

Die Brut des Danaus,
Verdammt zum Spott bei bodenlosen
Fässern,
Und Minos Antlitz, und das Feld
Elysiens —

„Mit Ihnen wird es sich bald bessern,"
Fiel ihm der Arzt hier ein. „Denn schlecht
bestellt
Fand ich es nie mit Kranken, die
Sich solcher Stärke des Gedächtnisses er-
freuen."
Gedächtniß? Ich? Das hab' ich nie
Gepflegt; sagt ihm der Musensohn. „Und
doch verleihen
Sie mir den glänzendsten Beweis davon.
In jenen Zeilen eben,
Die Sie hier rezitirten, hat uns schon

Germaniens Horaz 'nen Ohrenschmaus ge=
geben,
Und das vor einem halben Säkulum." —
Wie? Was?
Rief der Apollosohn entrüstet,
Germaniens Horaz? Ich glaub' fürbas
Daß es, Herr Doktor, Sie gelüstet,
Mir krankem Wesen noch den letzten Stoß
Zu geben. Mich, im Schaffen und Er=
finden
Original, des Plagiats zu zeihn!
Den Schimpf werd' ich nicht überwinden —

„Ei wirklich!," fiel der Arzt ihm ein,
„Sie wähnen sich für Schöpfer jener Zei=
len?
Sehr Schön! O möchte dieser Glaube sich
In Ihrem Körper auch verweilen!
Dann darf ich hoffen sicherlich.

Daß er, in meinen Arzeneien, Säften,
Sich auch bald des Bewußtseins freut,
Des Eigenthums an Kräften,
Die ihm die Kunst verleiht."

Auf Ligette

Ihr sagt, Ligette litte große Noth,
Und will sich nicht von ihren Reitzen näh-
ren.
Sie haßt, sagt ihr, dies lasterhafte Brot.
Nun wohl! dann lebt sie ja in Ehren!

Der Bastard.

Hinz und Kunz.

Hinz

Der feine Mann dort will zur Tugend
uns beseelen
Das wär', fürwahr! ein saubrer Moralist.

Kunz

Was könnt' dem Manne zum Tugend-
lehrer fehlen?

Hinz.

Sie wissen wohl nicht, daß er Bastard
ist!

Kunz.

Und könnt' der nicht die Tugend auch
verehren?

Hinz.

Wie Freund? Sie wollen einem solchen Mann'
So ihr Vertrauen unbedingt gewähren,
Der Vater, Mutter, uns verleugnen kann?

Die Sinngedichte an den Leser.

Bedenken sollen wir nie tragen,
Die Wahrheit, Leser, dir zu sagen,
Das war und ist noch unser Ziel,
Doch trau uns, Leser, nicht zu viel.

Autwort an eine Braut an ihrem Hochzeittage.

Ja, Freundin, heut, werd' ich zugegen.
Bei deinem Hochzeitmahle sein,
Doch dir verzeih' es, sollt' verlegen,
Ich heut' in deinem Zirkel sein.

Denn, Freundin, sag' könnt' ich zufrieden,
Mit einem Mahle heute sein.
Verschenkst du heut' nicht was hienieden,
Nicht kann das Meinige mehr sein?

Die Steine.

Eine Erzählung.

Einst hat ein so genannter Nekromant,
So ein Geselle von der Zunft die, wie bekannt,
Durch Gaukelei, durch Blendwerk und dergleichen,
Des Weisen und des Thoren Beifall zu erschleichen,
Nach allen Gegenden herum zu ziehen pflegt.
In eine kleine Stadt sein Büdchen hinverlegt.

Mit lauter Stimme ruft der wackre Zunftgeselle

Von seiner hochgebauten Stelle:
He he! Ihr lieben Leutchen, hört
Von Seltenheiten, die euch meine Kunst
gewährt!
Seht nur die Tropfen hier, die Wunder
Für Kopf und Magen thun. Gleich Zun-
der
Verfliegt durch sie
Kolik und Hypochonderie.
Mit Golde solltet ihr aufwiegen
Dies Tonikum, das ohne Lügen
Den Tod noch dann von uns verjagt,
Wenn er uns seine Rechte anzubieten
wagt.
Sagt, welche Uebel euch noch quälen,
An meiner Kunst soll es nicht fehlen,
Das könnt ihr fest versichert sein,
Nach Wunsch davon euch zu befrei'n.

Kaum hatte nun der Magier von seinem Throne
All' seinen Wunderkram mit solchem dreisten Tone
Der ganzen Stadt empfohlen, so vernimmt
Man Alles stracks für ihn gestimmt.
In jedem Klubb, in jedem Zirkel
Bewunderte und pries man seine Schnirkel.
Der Wundermann, der Nekromant
War nun bald überall bekannt.

Die Stadt? — Hör' ich den Leser fragen —
Die Stadt — ich wollt's ihm eben sagen —
War, offenherzig zu gestehn,
Kein Sparta, kein Athen.
Es war ein Städtchen, das, nach einer Sage,
Von seiner Bildung und Kultur-Anlage,

Das andere Abdera heißen muß.
Und so wie einst Demokritus
Auf Mittel, die, die Quelle aller Geistes-
schwächen
An seinen Brüdern abzustechen,
Vermögend wären, unermüdet sann;
So schien auch unser Nekromant
Versucht, von einem Uebel Nutzen zu er-
langen,
Das jetzt im ganzen Städtchen umgegan-
gen.

„Wie?“ — Ach! da greift mir schon
ein Theologe vor,
Spannt seinen Finger, spitzt sein Ohr —
„Ein Uebel hat das Städtchen angefallen?
Davon muß Luxus, Völlerei vor allen
Die nächste Ursach sein.“ — „Was plau-
dern sie,“

Fällt ein Jurist ihm ein, „von einer Agonie,
Von der vergebens sie, das Städtchen zu erretten,
Mit ihren Predigten versuchet hätten.
Mir ward durch gute Hand
Des Uebels wahrer Grund bekannt.
Nie ward das Jus — Ich höre schon,"
Fällt diesem ein, ein Schüler des Hypokraton,
„Daß sie mir anzugehen
Mit ihrer Jura kommen. Sie auch sehen
Das Uebel nicht mit klaren Augen ein.
Die Jahreszeit verpestete die Luft" — so sein
Sie doch, (ich muß dem Spiele
Ein Ende machen, wenn ich noch zum Ziele
Heut kommen soll) gelehrte Herren, nur in Ruh',

Und hören einem schwachen Moralisten
zu.

Das Uebel kam nicht her von Sünden,
Die Jura sah man auch nicht schwinden,
Und selbst die Luft war hier so rein,
Wie sie es pflegt in Jonien zu sein.

Das Uebel war, daß alle Männer sich
entschlossen,
Den Cicisbeen, die sich unverdrossen
Zu ihren Ehehälften hingedrängt,
Und sie mit mancher Stirnenzierd' be-
schenkt,
Den offnen Zugang abzuwehren.
Kein Tag verging, so konnt' man hören,
Wie Männersinn, von Eifersucht bethört,
Froh dieser Göttin ein Geschenk verehrt'.

An jedem Tage publizirte man beim
Männerrathe
Die strengsten und nachdrücklichsten Plakate:
Der Ehe heiliges und keusches Band,
Das man bisher sich schimpflich unterstand
In ihren Horden zu entweihen,
Von allen Flecken zu befreien.
So konnte man
Tagtäglich einen neuen Plan
Wie gegen Vestalinnen, sehen
Vom großen Männerrath' ergehen.

Bald sollte sich zum Zeitvertreib
Bei hoher Strafe nie ein Weib
Auf öffentlichen Promenaden,
Wenn sie hierzu nicht eingeladen
Von ihrem treuen Gatten wär',
Betreten lassen, bald nicht mehr

An offne Fenster sich begeben.
Und — kurz kein Tag war zu erleben,
Wo sie, die Eifersucht, nicht einen Plan
Für ihre lieben Jünger schaffen sahn.

Als diese Sucht nun so von allen Seiten
Schon ziemlich auszubreiten
Und mitzutheilen sich begann,
Erschien zum Glücke unser Wundermann.

Sein Ruf konnt' Alles in Bewegung setzen.
Es eilte, wie zu einem Götzen,
Was Fuß und Augen hatte,
Der Jüngling und der Gatte,
Das Mädchen und das Weib, zum Wundermann,

Mit großen Schritten, dem's, wie man wohl denken kann,
An Mitteln nie gebrach,
Für seine Künste nach und nach
Sein Auditorium bald einzunehmen,
Das sich, um seine Wunder zu vernehmen,
Von Tag zu Tag in größern Trab
Nach seiner Zelle hinbegab.

Im Rath der Männer war nunmehr zu überlegen:
Ob eines solchen Schauspiels wegen,
Wo es oft ging zu bachanalisch her,
Nicht manche Vorsicht nöthtg wär'.
Und ob auch ihrer lieben Frauen Ehre
So ungehindert wohl zu trauen wäre
Bei'm Händedruck und Augenspiel,
Das sich der Cicisbe von neuem, nm sein Ziel

Bei der Gelegenheit nun wieder zu erlangen,
In Gegenwart der Männer öfters unterfangen.

Bis endlich ihre Sitzungen so weit gediehn,
Daß plötzlich die Ukase Seiten Raths erschien:
Daß Alles was nur männlich wäre, kann
Am Vormittag bei unserm Wundermann
Einkehren. Der Nachmittag aber soll allein
Für's weibliche Geschlecht behalten sein.

Mit Neide würden die Bourbone sehen
Hier den Gehorsam, den man sie erflehen
Vergebens jetzt von ihrem Volke hört.

Was ist die Despotie nicht werth!
Hier sahe man den Paladin sich biegen
Und die Dulcinea sich schmiegen
Nach dem Befehl der Despotie.
Und Jeder war mit der Apologie:
„Der edle Rath hat es beschieden"
Mit seinem Nachbar gleich zufrieden.

Daß nun bei dieser Sucht der Wundermann
Auf Mittel unermüdet sann,
Sich größern Nutzen zu erjagen,
Brauch ich dem Leser nicht zu sagen,
Wenn er von Ferne nur die Gaukler kennt,
Die unsre Zeit mit Ehren nennt.

Es war an einem Vormittag, an welchem sich
Die Männer uns'rer Stadt recht brüderlich

Bei unserm Magier einst eingefunden.
Als unser Biedermann nun seine Kunden
So recht vergafft in seine Fratzen fand,
Mit denen er den Geistesschwachen den Verstand
Von Jakob Böhmens Geister,
(Auch seine hochberühmte Meister)
Und jedem Körpersiechen so viel Jahre
Wie einst der Himmel ohne graue Haare
In jener goldnen Zeit Methusela verliehn,
Mit dreister Miene zu versprechen schien:
Holt er, um eine Probe abzulegen,
Daß er doch des Gewinnstes wegen
Von seinen Wundern nicht
Mit solchem Ruhme spricht,
Sich einen großen Kasten voller Steine.

„Vom Indusstrande bis zum Rheine

Wird man sich solchen Stein" — begann
Mit unverschämter Dreistigkeit der Zauber-
mann,
„Vergebens suchen. Die alten Weisen
Vom Zoroaster bis auf Parazelsus
preisen
Nach schon bekannten Kräften ihn.
Doch, Freunde, mir war es verliehn,
Aus ihm für unsre bösen Zeiten
Die wunderbarste Kraft zu leiten."

„Nehmt ihr uur einen solchen Stein
Und legt — doch Freunde euch allein
Sag' ich es hier ganz in Vertrauen —
Und legt im Schlafe euren Frauen
Ihn auf den Busen hin;
So werden sie, durch diesen sechsten Sinn
Bethört, sich nicht enthalten
Euch die geheimsten Falten

Und Schlingen ihres Herzens unverstellt
Anzuvertrauen." — Betroffen fällt
Ihm hier der eifersücht'ge Haufen ein:
„O zeigt uns doch den wunderbaren Stein!
O größester der Weisen!
Nun können wir uns glücklich preisen,"
Raunt freudenvoll das eifersücht'ge Chor
Einander sich ins Ohr.
„Jetzt haben wir den echten Talisman,
Dem wir schon längst entgegensahn."

Der abgefeimte Wicht, dem es an gutem Willen,
Den Wunsch erhitzter Thoren zu erfüllen,
In dieser Welt noch nie gebrach,
Schien zwar, mit ein'ger Mühe allgemach
Dem Wunsche seiner Jünger nachzuleben.
Doch, wollte Gott! daß allen, welche geben,

Ein solches frohes Herz verliehen wär',
Daß sie das liebe Geld nicht unverdrossener
Dem Darbenden hingäben, als hier dieser Steine,
Die man vom Indusstrande bis zum Rheine
Vergebens suchen soll, den Thoren zugestand.

Wie froh war unser Nekromant,
Als er, indem er das Begehren
Berauschter Thoren zu gewähren,
Hier mit der Miene eines Xenokrat versprach,
Die wunderbaren Steine allgemach
Von jenem eifersüchtgen Troß, der ungeschliffen
Nach ihnen sich gedrängt, vergriffen

Und in vollem Eifer sie beinah
Sich aus den Händen reißen sah.

Es läßt sich wohl von selbst erwägen,
Daß unser Held des Beifalls wegen
Den leeren Beutel nicht vergaß,
Den ihm, bei diesem Spaß
Mit gutem Willen
So ziemlich anzufüllen,
Der ganze Schwarm sich einverstand.

In einem Nu sah' unser Nekromant
Den ganzen Haufen sich empfehlen;
Der nun mit Ungeduld zu zählen
Die Augenblicke schon begann,
Die Kräfte, die der Wundermann
Gewagt den Steinen beizulegen,
Mit eignen Sinnen zu erwägen.

Kaum schloß ein Weib denselben Tag
Die Augenlieder nur, so lag
Auch gleich ein Stein auf ihrem Busen.
Allein — Sagt was geschah, ihr holden Musen —
Vergebens horcht der gute Mann,
Vergebens strengt' er seine Sinne an.
Umsonst dreht er den Stein von allen Seiten,
Er sieht und hört nur Heimlichkeiten,
Die ihm schon, ohne ihn so zu bemühn,
Sein Weibchen längst verliehn.

Ermüdet endlich, sich bei solchem Hören
Und Sehen länger zu belehren,
Sah man die Männer alle bald darauf
Von allen Seiten hin in vollem Lauf

Zu ihrem Wundermanne eilen,
Und ihm ihr Staunen mitzutheilen.

Kaum waren sie dort angelangt, begann
Ihr Sprecher: „großer weiser Mann!
Hier bringen wir euch eure Steine,
Wir probten sie, doch keine
Der Kräfte haben wir an ihnen finden können.
Die ihr, Herr Doktor, habt gewußt uns herzunennen.“

„Wie so?“ fiel ihnen unser Magier hier ein,
„Könnt ihr des schon versichert sein?“

„Wir müssen's euch,“ fuhr jener fort „vertrauen,

Daß wir an unsern eignen Frauen
Mit euren Steinen den Versuch gewagt.
Doch nichts ward uns gesagt
Von den geheimen Ränken
Und den berufnen Liebesschwänken,
Mit denen sie uns oft bethört —
Und kurz, wir haben nichts gesehen, nichts gehört."

„Wohlan, geschätzte Freunde," fiel hier ihnen
Mit sanftem Ton und schalken Mienen
Stracks unser Nekromante ein,
„Hieraus soll wohl zu schließen sein:
Daß nun von jener wunderbaren Gabe,
Die ich an meinen Steinen euch empfohlen habe,
Nicht die geringste Spur zu finden wär'?
Da irrt ihr, Freunde, wahrlich sehr.

Der Stein wird unsern Wunsch nur dann
erfüllen,
Wenn er uns Heimlichkeiten zu enthüllen
Und zu verrathen weiß.
Daß, liebe Leutchen, er, troz euerem Geheiß
Euch keine Heimlichkeiten itzt verliehen,
Hieraus müßt ihr vielmehr die Folge zie-
hen:
Daß keine Heimlichkeiten zu verrathen wa-
ren.
Habt ihr nun nicht durch meinen Stein
erfahren,
Was euch noch keine Kunst gelehrt:
Daß eure Ehe nicht durch Untreu wird
entehrt?"

Jetzt sah' man alle mit dem festen
Glauben,
Den ihnen keiner hätte können rauben:

Die beste Schöne im Besitz zu haben,
Nach Hause voller Freuden traben.
So stellte sich die Eifersucht nicht wieder ein;
Und dies vermochte nur der wunderbare Stein.

Der Dichter Lilienhain.

Dem Wieland schickt der Dichter Lilienhain,
Stets seine Verse durch zu sehen,
Um sich, wie jener Cyniker, den Sonnenschein
Vom Alexander zu erflehen.

Der Spatz.

Eine Fabel.

Einst hatte sich in einem Hain
Ein junges Spatzchen eingefunden.
Das Wesen dünkte sich sehr fein,
Und vieles wollt' ihm dort nicht munden,
Es sah' mit stiller Einfalt nur,
Den Adler, den Hochherzigen, sich regen,
Mit ernstem Blick die Eule, jede Spur
Der weisen Schöpfung, um sich her erwägen;
Und hört, in leisem Harmonienton
Der Nachtigallen Stimme sich erheben.

„Was ist das," rief mit Hohn
Das Spatzchen, „hier doch für ein Leben!

Gewandert bin ich schon durch manchen
Staat;
Die Krankenstille hab' ich nirgend vorge-
funden.
Zum Gück führt mich das Schicksal her,
Den Lebensfunken bei Euch aufzuschüren.
Ich will — vergönnt mir nur Gehör —
In Eurem Kreise . . . . . rezensiren."

Gehör? fiel ihm die Eule ein. Mein
Kind,
Sag, wie viel Zeit hast Du zurück zu-
legen
Bis Stimm' und Bart gereift Dir sind? —
Die laß uns, Deinen Antrag zu erwägen.

Wem fallen hier nicht manche junge
Krittler ein,
Bei unserm jungen Spatzen?

Doch dieser schwieg, und jene — nein!
Betäuben uns mit ihrem Schwatzen.

Auf Polus.

Glaubt, Freunde, nicht, daß ohn' Beden-
ken,
Sich Polus um sein Leben bracht'.
Der gute Mann hat wohl bedacht,
Was besser wär' — erschießen oder hen-
ken,

Ich und die Mädchen.

Einst fragt' ein Mädchen mich:
Kannst du mich Jüngling lieben?
Ich unerfahren noch,
Ward roth und floh von dannen.

Nun ward ich endlich dreist,
Ein Mädchen so zu fragen.
Sie schwieg, ward bös' auf mich,
Und floh und wollt nichts hören.

Nun flieh' ich sie nicht mehr,
Und sie mag mich nicht fliehen.
Ich wag's sie lacht und bleibt
Sie fragt und läßt mich fragen.

Der Fuchs und der Hase

Eine Fabel.

„Ich denke," sprach der Fuchs zum Hasen, „morgen
Mein Herzens Freund für dich
Auf eine gute Art zu sorgen.
Du sollst durch mich
In großen Rath dich bald befördert sehen.
Ich hab' dir schon der Stimmen viel
Durch Ränke, Bitten, Flehen
Gewonnen, um mein Ziel
Ohnfehlbar zu erreichen.
Hab' selbst den Löwen deinen Biedersinn
Und deine Weisheit ohne gleichen,

So sehr empfohlen, daß ich fest versichert
bin,
Er wird dir seine Stimm' nicht vorent=
halten."

„Wohl! Guter Isegrim! Fiel hier der
Hase ein.
„Daß heiß' ich gegen seinen alten
Großmüthigen Freund noch edel sein."

„Doch soll sich unser Handel nicht zer=
schlagen,"
Fiel hier der Fuchs dem Hasen ein,
„Darfst du mir den Gefallen nicht versa=
gen —"
Der wäre? fragt' der Hase. — „Einzig
und allein
Den Ruf großmüthig auszuschlagen."

Der Nachtwandler.

Kaum siebzehn Jahr' war Suschen alt,
Als sie gewählt schon hatte,
Sich einen Jüngling, schöngestalt,
Der einst sollt' sein ihr Gatte.
Und Junker Stauf, so namt' er sich,
Der konnte lieben, kosen.
Und war so sanft, so schmeidiglich,
So frisch wie Frühlingsrosen.

Mit ihm lebt Suschen bald ein Jahr
Im festesten Vertrauen.
Das nahm nicht Vater, Mutter wahr,
Das konnt' kein Fremder schauen.
Wenn Alles sich begab zur Ruh,
Kam Junker Stauf zu gehen,

Sprach seinem schönen Suschen zu,
Da 's Keiner konnte sehen.

Sie öffnet leis' das Fenster dann,
Dem Lieben sich zu zeigen,
Winckt ihm, setzt eine Leiter an,
Ihr Fenster zu ersteigen.
So ward dann, kaum war er hinein,
Der Liebe Fest gefeiert.
Und bei dem keuschen Mondenschein
Der Liebe Schwur erneuert.

Doch, als schon manche halbe Nacht
So ward mit Händedrücken,
Mit Schnäbeln, Tändeln hingebracht,
Und siehe! Vor Entzücken
Wird Ritter Stauf und Suschen schön
Einst, Hand in Hand geschmiegt,

Beim Schnäbeln, Tändeln unversehn,
In süßen Schlaf gewieget.

Ach der empfindet wahrlich nicht,
Was ihm das Glück verliehen,
Dem es in solchem Schlaf' gebricht,
An süßen Phantasieen.
Auch Junker Stauf gebrach es nicht,
An süßen Träumereien.
Auch ihn begann ein Traumgesicht,
Im Schlafe zu zerstreuen.

Er wähnt bei Suschen nicht zu sein,
Und wünscht sie jetzt zu sehen.
Um ihrer Liebe sich zu freu'n,
Und seine zu gestehen.
Und dieser Wahn bestärkt ihn so,
Das unvermerkterweise,

Er straks aus ihren Armen floh,
Und gleich antrat die Reise.

Er stieg im vollen Schlaf, dies kann
Nur freilich solch ein Ritter,
Zum Fenster h'naus und sprang alsdann,
Aufs nächste Gartengitter,
Da lief er philosophisch h'rum,
Und machte schöne Faxen,
Und Bogen mit ben Händen, krum
Wie Sonnenparalaxen.

Dies Schauspiel währte nach und nach,
Ein paar gevollte Stunden,
Indeß der Morgen allgemach,
Sich friedlich eingefunden.
Die Mutter Johne stand nun auf,
Erstaunet als sie siehet,

Daß Ritter Stauf zum Fenster 'nauf,
Nach Suschens Zelle ziehet.

Es tobte, lärmte Mutter John',
War ausser sich vor Schrecken.
Versprach dem Ritter derben Lohn,
Eilt Vater John zu wecken.
Nun liefen sie zum Zimmerlein,
Die Thür' gleich einzulegen.
Sie schlagen, lärmen, pochen, dräu'n,
Doch keiner wollt sich regen.

Indeß kam noch mehr Volk hinauf
Das Lärmen zu entdecken.
Und während dem wacht Suschen auf,
Denkt nur ihr gräulich Schrecken.
Der Ritter kam in's Fenster h'nein,
So wie er ward geboren.

Und Vater, Mutter hört sie schrei'n
Nun hält sie sich verloren.

Doch so erschrocken sie auch war,
Eilt sie gleich, ihren Lieben,
Ihn zu entreissen der Gefahr,
In ihren Schrank zu schieben.
Kaum aber war der Ritter h'nein,
Sah' sie die Thür' aufsprengen,
Darauf in einem Nu herein,
Den ganzen Troß sich drängen.

Man sucht gleich Alles eifrig nach,
Denkt nun schön Suschens Schrecken.
Denkt ihren Harm, dem nichts gebrach,
Als ihn noch zu entdecken.
Und endlich wird der Paladin,
Zum Staunen vorgefunden.

Sein großer biedrer Rittersinn,
War nun vor Schreck verschwunden.

Kein Wort und keinen Laut war er,
Vermögend vorzubringen.
Er schien wie ein Ohnmächtiger,
Verzweiflungsvoll zu ringen.
Mit Ehren schlug man gleich hinaus,
Nachtwandler Stauf mit Stöcken,
Und Suschen starb bei diesen Straus,
Bald drauf vor großem Schrecken.

Ihr Mädchen höret die Moral
Von dieser feinen Mähre.
Vertrauet eure Ehre all
Nicht stets dem Ohngefähre.
O prüfet erst Gedank und Herz!
Eh' ihr euch, Traun! ergebet,

Auf daß ihr solchen herben Schmerz,
Wie Suschen, nicht erlebet.

Auf einen bucklichten Dichter.

Die Musen pflegen denen,
Die ihrem Dienst sich weihen,
Gleich allen edlen Schönen,
Geschenke zu verleihen,
Auch dir, o großer Musensohn!
Verehrten sie — den Helikon.

Das Regeneriren.

Was heißt Regeneriren?
Fragt einst ein Handwerksmann.
„Er weiß," sagt ihm ein grundgelehrter Mann,
Der ihm das Ding zu definiren
Von freien Stücken sich erbot,
„Doch ohngefähr, was beim Kastriren
Geschiehet und entstehet." — Sapperlot!
Das hieß regeneriren?
Fällt ihm der gute Mann hier ein.
„Das Eigenthümliche von beiden
Müßt ihr" erwiedert' jener, unterscheiden —
Hier wird die Stimme grob, dort wird sie fein.

Wunder der Natur.

Ein Schwank.

Von vielen Wundern der Natur
Wißt ihr gewiß zu sagen,
Die Trembley, Bonnet und Reaumur
Beliebten vorzutragen.

Entdeckt sind sie noch alle nicht,
Das werdet ihr auch wissen.
Weil uns noch fehlt das große Licht
Das wir schon långst vermissen.

Indeß will ich ein Konvolut
Von Wundern offenbaren,
Die jener großen Forscherbrut
Nie vorgekommen waren.

Sah einen Stern einst in der Welt
Dem Kält' und Wärm' nie fehlt,
Der manch Geschöpf recht warm erhält,
Mit Kält' doch manches quält.

Und eiu Planet war dieser Stern,
Auf dem ich wandeln sahe
Der Völkchen viele schon von fern.
Ich mußt' sie sehen nahe.

Ich sah ein Völkchen dieser Welt,
Begabt mit sieben Sinnen.
Und dennoch konnt es so erhellt
Gescheutes nie beginnen.

Denn ward mir noch ein Volk bekannt;
Wer könnt es noch entdecken?
Des ganzes Wissen nur besteht:
In Riechen, Fühlen, Schmecken.

Und dann hab' ich ein Volk entdeckt,
Das konnt nicht sehen, gehen
Das mußte sich, (wie ihr erschreckt)
Im Kreise immer drehen.

Sind das nun nicht der Wunder viel?
Müßt ihr mir's nicht gestehen?
Ihr traut nicht meinen Federkiel?
Ihr wollt mit Augen sehen?

Wohlan! Was gebt ihr mir dafür,
Wenn ich sie euch hier zeige?
Wenn ich die fernen Wunder hier
Euch mahle nach der Reige?

So sammelt mir doch nur recht viel,
Dukaten-Ueberschriften.
Ich will von einem Wunderspiel
Eine Institut hier stiften.

Dann soll euch ohne Müh' hier stehen,
Was ich nach großen Leiden
Und vieler Drangsal erst gesehen;
Sollt Kopf und Herz d'ran weiden.

Versammelt seid ihr Herren nun;
So kommt mir doch nur näher.
Beliebt auf Bänken auszuruhn,
Und seht auf mich, den Seher.

Merkt auf wo meine Hand hinzeigt,
Da müßt ihr sehen können,
Den Stern, den ich, wo er sich neigt,
Theologie hört nennen.

Zuerst zeigt sich ein Völkchen euch
Auf diesen fernen Balle,
Benamt ist dort sein mächt'ges Reich
Die Fanatisten Halle.

Dann ist zu sehen euch vergönnt, —
Doch nur durch die Lorgnette —
Ein Völkchen, dessen Staat man heißt
Die Proselitenkette.

Und endlich muß ein Volksverein
Sich zeigen eurem Blicke,
Des Boden dort heißt allgemein
Naturalisten-Kligne.

Ich glaub' ihr habt der Wunder viel
Für euer Geld gesehen.
Ergötzt hat euch mein Wunderspiel
Das müßt ihr mir gestehen.

Zum Frühling eil' was ich kann
Um Wunder aufzujagen;
Zum Herbste komm' ich wieder an
Um sie euch vorzutragen.

Amors Schicksal.

Ein Schwank.

Ihr wißt, wie, leider! hier auf Erden,
Die edelsten Geschenke der Natur,
Von groß und klein, besudelt werden.
Es liegt im Wesen der Kultur,
Geschöpfen, die durch andre Pflege
Als durch die ihrige gedeihn,
Verfolgerin, oder auch auf andrem Wege,
Zum größesten Verderben stets zu sein.

Nehmt dies für keine Grille.
Ein jeder der mit eigenen Augen sehen
kann,
Und selbst der sich die Brille,

Zum Sehen holen muß, kurz Jedermann
Wird dies in Facto wohl gegründet finden.

Ich weiß es giebt der Krittler viel der Zeit,
Die sich stets als die Weisesten verkünden,
Und mit der Miene der Bescheidenheit
Bei jeglicher Kathegorie — wie unsre Philantropen
Derzeit, Exempla gratia ein Konterfei
Dem Schüler selbst von Regenbogen,
Zum Besten geben, — gerne allerlei
Besehen und Befühlen wollen,
Eh' sie mit gutem Grund'
Uns ihren Beifall zollen.
Für diese will ich nun, von Tausend und
Viel mehreren Fällen,
Die Liebe itzt, als ein von der Kultur
Verfolgtes Kind aufstellen.

Sagt mir: auf welcher Flur
Seht ihr noch wie in alten Zeiten,
den kleinen Cypripor so frei
Und ungehindert daher schreiten?
Die goldne Zeit! Sie ist vorbei.
Vermummt und auf Schleichwegen,
Sieht man ihn nun, verrufen und verbannt,
Umher sich treiben, und bei Wind und Regen
Muß er oft, unerkannt
Zu bleiben, sich in Kneipen flüchten,
Um dort dienstbarer Phrynen Huld,
Verworfnen Wichten,
Und Gaunern, zu verleihn, und mit Geduld,
Bei ihren Bachanalen und Gelagen,
Den Spott die Neckerei
Von ihrem Schlag' ertragen.

Führt ihn bei dieser Streiferei,
Ein Ohngefähr zu einer Pforte,
Wo Sittlichkeit und Tugend ihren Auf=
enthalt
Erkohren. Ach! Wie viel der Worte
Muß er oft dann, wenn er nicht kalt
Sich abgewiesen sehen will, verlieren.

Das Sprödethun ist Geist der Zeit.
Der Jokey, selbst die Zofe führen,
Zur Thür ihn mit Kaltblütigkeit
Gleich wieder 'naus, wenn er nicht ihren
Launen
Entgegen kommt. Nun freilich da ge=
schieht,
Es oft, daß er, trotz allem den Posaunen,
Die stets von seiner Ungezogenheit ihr Lied
Anstimmen, bald auf Seitenwegen von
dem Zöfchen

Nach ihrem Kämmerlein, beim Monden-
schein',
Gleich einem frommen Schäfchen,
Geleitet wird. Von diesem Kämmerlein,
Weiß er sich oft, belebt von seinen Plänen,
Den Weg mit viel Schalkhaftigkeit,
Zu den Gemach der edlern Schönen
Zu bahnen, über deren Sprödigkeit
Bald das erfahrne Alter euch mit Argus-
blicken,
Bald der Schönen Eigensinn,
Trotz einer Flut platonischen Entzücken,
Den Sieg verscheuchen wird.

Hat nun der kleine Mann sich dort erst
eingenistet,
Ach! Dann wird selbst der Wirth,
Kurz bald das ganze Haus, oft überlistet.
Nach seiner Laune, nach seinen Grillen

Ißt, schläft, trinkt und spielt
Das ganze Haus. Im Stillen
Treibt er sein Wesen und erzielt,
Was die Natur ihm vorgeschrieben.

Allein die Rigoristen unsrer Zeit,
Die oft mit ihm im Trüben
Zu fischen sich doch nicht gescheut,
Verstehen allzugut die Maske anzulegen,
Wenn sie es merken, daß man Miene
macht,
Auf ihren abgelegnen Wegen, —
Wo sie in mancher dunkeln Nacht
In puris naturalibus zu treffen wä-
ren, —
Sie zu beschleichen. — Doch was thuen sie?
Ganz schlau verstehen sie mit Ehren
Sich stets zurückzuziehen, und mit Apathie

Bei Groß und Klein den Saamen auszustreien,
Den armen kleinen Wicht
Mit seinem Reiche zu verschreien.

Straks muß die Tugend', wider Recht und Pflicht,
Und bei dem besten Willen,
Dem mütterlichen Schoos und dem Gefühl
Für ihr vorzüglichstes Geschöpf, im Stillen
Entsagen, blos um endlich nicht zu viel,
In aller Menschen Augen zu verlieren.

Wird dies als zugegeben angesehen, und kann
Man ohne Anstand abstrahiren,
Daß leider jetzt der schönste Plan,
Den Amor oft mit zweien Herzen

Verfolgen will, den schändlichsten Verdacht
Erregt, so wird man's nie verschmerzen,
Daß die Kultur uns hat dahingebracht,
Mit unserm Hasse den zu Boden
Gedrückt zu sehn, den die Natur, die Schöpferin
Von allen den Kleinoden,
Die auf dem Lebensweg' uns sind verliehn,
Als eins der edelsten, verehrt.

—

Doch nein! Es soll nun der Gefühle Heer,
Die uns der Liebe Gott gewähret,
Im süßen Band der Ehe sich nunmehr
Entfalten. Ach! In dieser Fessel wähnen
Die Sterblichen der Liebe Heil,
Nach dem sie sich noch immer sehnen,
Und das nie ihrem Gelde feil
Gewesen, aufzufinden.

Allein, wer dieses saubre Band nur kennt,
Der weiß, daß es zu wahren Blinden,
Die Liebenden in unserm Kontinent
Gemacht. Was schaffen unsre Ehen?
Die Liebe wahrlich nicht.
Nur Gold und Goldes Werth erstehen —
Nicht Liebe, und nicht ihre erste Pflicht,
Die Treue, nein! die läßt sich nicht erkaufen, —
Ach nur — des schalken Mädchens oder Jünglings Hand.

So muß denn selbst beim großen Haufen,
Der Ehe süßes Band,
Gebrechen aller Art verstecken.
So ist die Ehe denn die große Panazee,
Ein jedes Seelenübel zu verdecken,

O goldner Nutzen! den du Gott der
Ehe
Den Sterblichen nun tausendfach geschaf-
fen.
Des kleinen Amors Ruhm ist nun versiegt.
Du hast mit ihren eignen Waffen,
Dem Mammon, alle Sterbliche besiegt.

Mag nun das Mädchen in den Armen
Des ersten, besten Wüstlings immerhin
An Tugend Unschuld nun verarmen.
Ihr Gold schafft ihr bald einen Paladin,
Der sich nicht wähnet zu verletzen,
Am Altar ihr, vor Gott und Jedermann,
Die Ehrenhaube aufzusetzen.

Trift's sich, daß er den skrupulösen Ehe-
mann

Zu spielen wagt, der nichts von jenen
Spuren
Der freien Minne dulden mag,
So weiß man mit dem Gelde solche Ku-
ren,
Und Antidote heut' zu Tag
Beim strengsten Manne anzuwenden,
Um seine scharfen Augen, die
Ihm der Verdacht erregt, zu blenden.

Um meinem Leser nun die Lethargie
Bei dem Sermone zu verscheuchen,
Will ich ihm noch zum Schluß, so gut ich
kann,
Ein Antidot in nuce reichen.

Ich weiß nicht wann, doch einen Mann
Wie ihn die Welt in allen Zeiten,
Für den verehrten Ehestand

Und seine wohlbekannte Süßigkeiten
Am tauglichsten und besten fand —
Kurz einen Mann, in seinen schönsten Jahren,
Von gutem Gliederbau, und außerdem
Im Kreis des Wissens wohl erfahren,
In Sitten und Manieren angenehm,
Von gutem Hause,
Den führte Hymen jüngst zum Brautgemach.
Es waren nach dem Hochzeitschmause
Dem Ehepaar vier Monden allgemach,
In Einigkeit und Ruh' verflossen,
Als, zum Erstaunen aller, unser junge Mann,
Von einem jener jungen Hausgenossen —
Wie deren nach neun Monden — dann und wann
Nach sieben — sich oft einzustellen pflegen —
Von seinem Weibchen sich beschenket fand.

Entrüstet über diesen Gottesseegen
Eilt er, wie einer den ein Brand
Von seinem Hause jagt, mit großen Schritten,
Zu seinem Schwiegervater hin.

Mit dem Befremden eines kalten Britten
Empfängt der gute Mann den Schwiegersohn,
Der, ohne seine Worte sehr zu wählen,
Mit Eifer und mit Pochen, Drohn,
Das factum in extenso zu erzählen,
Nicht den geringsten Anstand nahm.

„Gemach," entgegnete der Alte,
„Das Schreien hilft uns nichts bei diesem Kram.
Wir müssen hier, mein Sohn, die kalte
Vernunft die erste Rolle spielen lassen.
Wahr ist's, der Vorfall ist von solcher Art

Daß man sich nicht sogleich zu fassen
Sehr gut vermag. An seinem eigenen Bart
Will keiner sich das Messer
Zu führen lernen. Doch man muß. —
Das Uebel wird dabei nicht größer.
Es heißt: man muß jetzt über diesen Fluß,
Sieht man den Sprung nur einen wagen,
Dann ist auch aller Muth belebt.
Nicht einer wird mehr der Gefahr entsagen,
In die das Schicksal ihn verwebt."

„Mein Sohn! Auch ich bin das vor vielen Jahren,
Was Sie jetzt sind — ein junger Ehemann —
Gewesen, da ist mir auch widerfahren,
Was heut' Sie so in Harnisch bringen kann.
Auch ich nahm, ohne lange anzustehen,

Den Weg zu meinem Schwiegervater hin.
Es ist als wär' es heut' geschehen;
Der Greis, Gott hab' ihn seelig, schien
Erstaunt. Doch ohne viele Worte zu verschwenden,
Bringt er ein Dokument hervor: Mein Sohn,
Hier übergeb' ich ihren Händen,
Sprach er, mit einem sanften Ton,
Ein Kapital von Tausend Karolinen.
Seit vielen Jahren muß es schon
Jeglichem Vater unsers Stammes dienen,
Den aufgebrachten Schwiegersohn,
Zur Zeit die Augen zu zu drücken."

„Mit meinem Dokumente eilt
Ich nun nach Hause, und von freien Stücken
Fand ich von meinem Kummer mich geheilt."

„Ich glaube nun, dies Dokument wird Ihnen
Nicht weniger von solchem Nutzen sein.
Sie können jetzt von jenen tausend Karolinen,
Der Zinsen sich so lang' erfreu'n.
Bis Sie dereinst die Stunde schlagen hören,
Wo Ihrem Schwiegersohne diese Lehn,
Mit allen Rechten zu verehren,
Sie sich gezwungen sehn."

Die Sonne und die Schwalbe

Führt dich der Weg nach unsrer Zone,
sprach
Die Schwalbe einst zur hochgepries'nen
Sonne,
Bringst du nach vielen Ungemach
Zwar viel der Freud' und Wonne.
Verleihst freigebig deine Stralen,
Belebst, verjüngest die Natur;
Verscheuchst die harten Qualen
Und die verderbenvolle Spur,
Die uns der grause Winter schafft.
Dann sieht man dich im Ueberflusse
prangen,
Mit deiner wundervollen Kraft.

Doch sag! Wie lang'? drei Monden sind
vergangen,
Erkaltet ist dein Stral, dein hellsam Licht
Verwittert, und dann Freud' und Wonne
Von der Natur verscheucht. Ja ließest du
dich nicht,
Verüble mir es nicht, du hochgepries'ne
Sonne,
Von eitler Pralsucht blenden,
So würden wir dich nicht alljährig sehen,
In wenig Monden deine Kräfte uns ver-
schwenden.
Du solltest, was heilsamer allen müßte
sein,
Nur kärglicher im Sommer scheinen,
Und uns dafür im Winter längre Zeit
erfreu'n.
Auch wir, wir Schwalben würden uns
vereinen,

Dir süßes Lob dann herzulallen,
Daß wir der großen Frost, die Mondenlang,
In jenen Schlaf uns läßt verfallen,
Wo wir oft finden unsern Untergang,
Nicht zu erliegen nöthig hatten *).

„Fürwahr!" Erwiedert ihr das Sonnenlicht, „mich muß
Dein Vorwitz selbst von diesem Tadel retten.
Wie wenn auch dieser Fehler, mag er zum Verdruß,
Mag er zum Gespötte,
Für deines gleichen sein, von Ohngefähr
Sein gutes auch zu leisten hätte?

*) Die Schwalbe hat wahrscheinlich noch den Glauben ihrer Vorfahren.

Wie wenn auch dieser Fehler, nur,
Mir angeschaffen wäre,
Um solchen Krittlern der Natur,
Wie ich in dir jetzt Einen höre,
Nicht allzulange Frist,
Auf diesem Erdball zu gewähren,
Damit von euch aus Vorwitz keiner sich vermißt,
Den Schöpfer aller Wesen zu belehren?"

An Krantor.

Man weiß es, Krantor, daß es deiner Hand
An Milde nicht gebricht.
Es ist sogar der ganzen Welt bekannt,
Nur deinem Herzen nicht.

Frage und Antwort.

Frage.

Sag', Nachbar, woher kommt's, daß man
Die Nasen unsrer Zwanziger, schon mit der
Brille
Jetzt oft belastet sehen kann?

Antwort.

Gevatter! Ja, so ist der Dinge Lauf.
Sonst setzte einer nur dem Andern eine
Brille,
Jetzt setzet sie ein Jeder selbst sich auf.

Die Romane.
Mutter und Tochter.

Mutter.

Romane, Töchterchen, mußt du nicht ferner lesen,
Das rath' ich dir.

Tochter.

So klug bin ich schon längst gewesen.

Mutter.

Sehr schön!

Tochter.

Zum Guguck! Was mir jene schreiben,
Das weiß ich besser selbst zu treiben.

Die Schwalbennester.

Vater und Sohn.

Sohn.

O Vater! Räume doch die Schwalbenne-
ster fort,
Die das Gesimse unsers Hauses dort,
So ganz entstellen.

Vater.

Nein! Das soll mir nicht geschehn.
Wenn sich, mein Sohn, die Schwalben
unversehn
An unserm Dache nisten, ist das Glück
Nicht fern von unsrer Scheuer.

Sohn.

So? — Geh doch zurück
Auf alle deine Ahnen, Vater, zeige mir,

Ob sie, trotz dieser Schwalbennester, für
Ein Deutchen Glück mehr hatten. Dann
dann will
Ich dir den Glauben lassen.

Vater.

Schweig doch still!
Du wagst mit kalten Gründen dich
Gen alten Glauben zu empören. Sag',
kann sich
Das Glück, das bis in meiner Ahnen Zei-
ten nicht
Sich eingestellt, mit freundlichem Gesicht
Nicht unerwartet nun zu meiner Zeit
Einfinden?

Sohn.

Ha! So führt die Gläubigkeit
Am Gängelbande euch herum! Bald ist
der Grund

Zu eurem Glauben dies. Bald wechselt ihr ihn, und
Macht euch die Folge dann zum Grund. So taumelt ihr,
Im stetem Wirbel eures Glaubens für und für
Herum.

Vater.

Mein Sohn! Davon verstehe ich kein Wort.

Sohn.

O! glaub' es mir, den Schwalbennestern dort,
Sind jene vielen Sätze gleich,
Die euren Glauben oft, wie trübe Wolken, euch

Verdüstern. — Doch die Folge ist:
Daß die Vernunft, die oft in kurzer Frist
An schlichtes Denken sich gewöhnt,
Wenn sie, vom Glauben so verhöhnt,
Sich sieht, auf jene Bahn uns endlich führt,
Wo auch der reinste Glaube sich verliert.

Linadas Schleier.

Der Schleier, welchen Linada oft trägt,
Soll uns den Reitz verstecken,
Den, wenn sie jenen abgelegt,
Wir nicht an ihr entdecken.

Der Meßkünstler und der Geizhals.

Meßkünstler.

Nicht rund ist die von uns bewohnte Welt,
Das haben wir gemessen und
Genau auskalkulirt.

Geizhals.

Sie ist behaupt' ich rund.
Der Kalkul hat euch irr' geführt,
Ihr habt im Kalkul übersehen — das Geld.

Epistel an meinen Freund S...

Mein S...

Kann ich wohl deines Beifalls sicher sein,
Wenn ich es heut in harten Versen wage,
Dir meinen Freundschaftsgruß zu weihn?
Du faltest, Freund, die Stirn bei dieser
Frage.
Meinst du etwa, wenn ich bei Flickerei
Der Art mir Beifall zu erhaschen wähnte,
Daß ich nach unbedingtem Lobe gierig sei?

Gesetzt, daß ich nach einem Freund mich
sehnte,
Der bloß die Zunge in Bewegung setzt,
Uns seinen Beifall zu zugellen,
Der nur die Fehler schätzt,

Die unsre Tugenden entstellen,
Und dem's, wie Galliens Horaz schon sagt:
Ergebner Freund und Diener sich zu nennen
Aus listiger Besonnenheit behagt —
Sollt' ich in dir ihn finden können?

Nichts seltnes ist, ein Heer von Vagabunden,
Das mit der Freundschaft süßem Weihrauch Wucher treibt,
Und oft mit seinem Gifte solche Wunden
Dem unschuldvollsten Herzen einverleibt,
Die Arsinoes Schüler dir, troß ihrer Kunst,
Und wenn geschäft'ge Hand dabei mit anzulegen

Sich selbst der große Aeskulap zu ihrer Gunst
Entschlöß', zu heilen nicht vermögen.

Doch dein erprobtes Herz, o Freund! das mich
Längst meinen Sinn für Freundschaft zu erhöhen
Gelehrt, verspricht mir fest und streng, daß dich
Gewißlich, wo nicht aus Versehen,
Nichts gegen mich verleiten kann,
Mit eitlem Beifall mich zu quälen.

Die Harmonie, die bei mir dann und wann,
Dem Freund in Versen Etwas zu erzählen,
Gleich einer losen Buhlerin sich einzuschlei-
chen

Und meiner zu bemeistern pflegt,
Hebt nicht, aus Furcht, daß sie einst durchzustreichen
Ein Juvenal Belieben trägt,
Mit stolzem Sinn ihr Haupt empor,
Um an die Sterne anzuschlagen,
Wohin einst auf den Beifall seines Gönners Ohr,
Der muthige Horaz versprach sie hinzuwagen.

Doch bitte ich sie nicht zu kränken.
Du, Freund, kennst die Empfindsamkeit zu sehr,
Die sie beseelt, kannst also denken,
Daß sie nicht leicht bereit wohl wär'
Bei der geringsten Schmach, die ihr
Nur widerfährt, sich wieder auszugleichen.

Gelassen ließ ich, Freund, sie mir,
Bei allen Musen! nicht verscheuchen.
Denn oft pflegt sie bei manchen Schwänken,
Die ich der Muße Stunden weih',
Mir ihre Gunst zu schenken.
Begnügen — das gesteh' ich frei —
Muß ich mich zwar mit einer Gunst
Vom zweiten Range, und mit Gleichmuth sehen,
Wenn sie dich, Freund, in deiner Versekunst
Mit höh'rer Fülle achtet beizustehen.
Allein genügsam muß man sein in dieser Welt,
Sich nicht vergeblich härmen, kränken,
Wenn sich das Schicksal große Güter vorbehält,
Erhabne Geister einst mit ihnen zu beschenken.

Verzeih' daher, mein Freund, wenn ohne Zagen
Wir beide, ich und meine Muse, heut
Bis an den Weserfluß dich zu verfolgen wagen,
Um dir mit ungeschmückter Offenheit,
Und warmen Herzen zu empfehlen,
Mit einem Kummer, den von Ohngefähr
Ein Unfall schuf, dich ferner nicht zu quälen.

Ermanne dich, den Gram nunmehr
Aus deinem Busen zu verscheuchen
Und schmäle nicht, wenn dir dein Freund,
Manch lindernd Mittel darzureichen,
Aus seinem Epiktet zu schwatzen scheint.

Wahr ist's, die Menschheit in den Kinderjahren,

Die Moschus uns mit Rubens Tin-
ten mahlt,
An Blindheit krank und unerfahren,
Hat nie dem Schicksal solchen Zoll bezahlt,
Um welchen man, seit wir von blinder
Wuth besessen,
Nach höh'rer Geistespflege uns bemüht,
Das Schicksal hier uns pressen,
Und dort uns zwicken sieht.

Doch glaube, Freund, noch immer
könnten
Auch wir im Schooße jener Ruhe sein.
Ja freilich nur mit heftigen Prozenten,
Will jetzt das Schicksal diese Gunst ver-
leihn.
Was schadt's! — dem Weisen ist kein
Schatz zu theuer,
Wenn er ihn nur noch weiser macht.

Er gleicht hierin dem jungen Freier,
Der Durst und Hunger laut verlacht,
Wenn er in seines Liebchens Armen hau-
sen,
Und ihres Kusses sich erfreuen kann.

Der Weise hört des Unglücks Stürme
brausen,
Was schiert es ihn? Er folget ungestört
dem Plan',
Der seinem großen Geiste vorgeschrieben
Und wie in Marmor eingegraben ist.
Er ist's, der auszuüben
Den goldnen Spruch der Stoa nie ver-
gißt:
Verscheuche deine Herzensstille
Nie um das Gold und um des Goldes
Werth,
Und streb' allein nach jener süßen Fülle,

Die dir, nicht Gold, die Weisheit nur ge-
währt.

Das Schicksal wag' es nun, dem Wei-
sen mit zu spielen,
Gleichviel, aus Tücke oder Lüsternheit,
Mit jenen kleinen Potentaten einst zu füh-
len,
Bloß seine Größe und Allmächtigkeit,
So findet er in seinem Innern eine Wehr'
Ausfälle dieser Art im Stillen zu verla-
chen.
Dem Weisen ist es nur ein Ohngefähr,
Wenn ihn des Schicksals Nachen,
Mit Unglückswogen kämpfen läßt.
Gelassen siehet er dem Gaukelspiele
Mit seinen Fratzen zu, ihm preßt,
Wenn es ihn bis zu seinem Lebensziele
Verfolgt, es keinen Seufzer aus.

Mit nichten wird das Temp'rament ihn
lehren,
Mit welchen Waffen er bei jedem Strauß,
Den man in diesem Leben abzuwehren
Und oft zu schlichten hat, des Sieges sicher
sei.
Vernunft, vergißt nie die Natur uns zu
ertheilen.
Und nur ihr Maaß und Senkblei liegt
allein,
Der Zeit zum Trotze, unversehrt auf ehr-
nen Säulen.
Wer diese beide nur recht zu gebrauchen
weiß,
Er sei für Menschenleiden
Empfindsam oder kalt, wird ohne Preis
Nie von den Schranken scheiden.

Du klagst nun, Freund, daß gegen dich,

Im Harm dir deine Tage zu versiegen
Des Schicksals Genius zum Trotze sich
Entschlossen hat. Sag' kannst du unterliegen,
Wenn sich von allen Hochgefühlen,
Dein rascher unbiegsamer Geist entwöhnt,
Und nicht des weisen Gründe wegzuspielen —
Aus bloßer Grille zu bestreiten — sehnt?

Doch sei ein Misgeschick auch werth,
Von froher Laune sich zu trennen;
So sage mir doch, welche Schule dich gelehrt,
Ein Misgeschick so zu erkennen,
Daß es bei dir gar keinen Werth behält?

Hier läufst du mir noch mit Gygantenschritten,

Durch die verborgnen Klippen dieser Welt.
Gleich jenen unversuchten Sybarithen,
Wähnst du von allen Seiten dich,
In der Ideenwelt zu regen,
Nach welcher unsre Phantasien sich
Zu oft nur zu versteigen pflegen.

Doch deine jugendlichen Jahre schon
In Leiden so zurück zu legen —
Das sollt', meinst du, zum Elegienton
Den wahren Freund bewegen.

Ich glaube: nein! — Der wahre Pylades muß immer
Bei solchem Falle schärfer sehn,
Nur dann kann seinem Aug', der kleinste Schimmer
Der fernsten Hoffnung nie entgehn.

Darum hinweg mit jenem Elegienton'.
Trübt das Geschick den Frühling unsrer
Tage,
Dann können wir getroster, schon
Geübt in Leiden, uns mit einer Wage
Im voraus alle Uebel, die allein
Für uns noch im Verborgnen glimmen,
Und uns bald zu verfolgen dräun,
Wie ein Tiresias bestimmen.
Und glaube Freund, wer nur Gefahren
kennt,
Und Leiden aller Art empfunden,
Der athmet nur in seinem Element,
Wenn sie von neuem ihn verwunden.

Verscheuch daher mein S... den bit-
tern Schmerz
Aus deinem jugendlichen Busen,
Erflehe wieder muntern Scherz

Und joviale Laune dir von deinen Musen,
Und singe denn anakreontisch mir
Von jenen süßen Lebensfreuden,
Die unsrer warten, hier
Uns allen Kummer zu verleiden.

Auf den Mahler Steffen.

Ihr wißt, ich saß dem Mahler Steffen,
Der gute Mann konnt mich nicht treffen.
Er ist Originalgenie,
Und solcher konterfeiet nie.

Auf Bav.

Der gute Bav wirft sich zum Dichter auf.
Doch schreibt er nicht, für Geld, so wie man hört
Bringt er nie seine Verse zu Verkauf:
Ei denkt! Er hält sie des Verschenkens werth?

An Wieduwilt.

Mit Recht nennt Wieduwilt
Ein Taschenbuch, sein geistiges Produckt,
Das jährlich von ihm wird gedruckt,
Weil es am ersten seine Tasche füllt.

Der Affe und der Tanzbär.

Eine Fabel.

Fürwahr! Nie hätte ich, Meister Bär,
Gedacht, in Fesseln ihn mit mir zu sehen!
Rief jüngst ein Affe einem Bären, der
Mit ihm, wie's oft pflegt zu geschehen,
Die Reise durch die ganze Welt
Antreten sollte, zu. Traun! Fuhr in bittrem Tone
Der kleine Affe fort, der größte Held
Entgeht doch hier nicht seinem Lohne.
Wo ist der stolze Blick nunmehr,
Mit dem, Herr Bär, er Alles zu verjagen
Und aufzureiben wähnte? Seht doch, der
Unüberwindliche kann wirklich Fesseln tragen!

„O schweig! armseliger Wicht!“
Rief ihm der aufgebrachte Bär entgegen.
„Für dich bedürft' es keiner Fessel nicht,
Doch ich kann noch in Fesseln Furcht erregen.“

Auf Argus.

Herr Argus dessen Scharfblick es dahin gebracht,
Schnell überall Licht aufzufinden,
Kann seine Gattin nicht ergründen.
Kein Wunder! Er sucht Tag, sie Nacht.

Die Weiber.

Frage und Antwort.

Frage.

Sag', Freund, mir nur,
Woher kommt es, daß man so selten hört
Ein Weib dem andern Lob ertheilen?

Antwort.

Dem Weib', hat die Natur
Des Demants Kraft gewährt.
Ein Demant kann doch nur den Andern
feilen.

Grabschrift auf Peyrere.

Hier liegt Peyrer' der Adamit,
Zugleich Verfechter der Präadamiten.
Er war ein braver Israelit,
Und doch war er gesetzlich nie beschnitten.
Er war ein eifriger Papist,
Doch konnt' er gegen sich den Pabst empören.
Er war ein guter Kalvinist,
Doch hörte man ihn gegen Kalvin schwören.
Und kurz er war ein Märtyrer,
Der alle Glaubenslehren so bestritten:
Daß seine Waffen immer mehr,
Als Er und jene Glaubenslehren litten.

Der Doktor Stax.

Der Doktor Stax, sagt man, will nun mit vieren.
Zu seinen vielen Kranken ziehen.
Was Wunder! Allen großen Thieren
Ist dieß Prärogativ verliehn.

Philant.

Die Weisen aller Zeiten hat Philant gelesen,
Dieß zeugen seine Schriften Jedermann.
Doch ihm ist es genügend nicht gewesen,
Daß seine Schriften man in ihnen finden kann.

Auf einen lahmen Arzt.

Man wähnt, daß Doktor Stax bei lahmen Fuß,
Die Kranken oft versäumen muß.
Ach nein! Der lahme Fuß ist's eben,
Der seine Kranken ihm erhält am Leben.

Lagus.

Von seinem Weibe will sich Lagus scheiden
Vonseinem Weibe? Schweigt ich rathe euch's.
Kein Mann wird wahrlich leiden,
Solch einen Schimpf, dem Weib des ganzen Männerreichs.

Auf Polus.

Glaubt, Freunde, nicht, daß ohn' Bedenken,
Sich Polus um sein Leben bracht',
Der gute Mann hat wohl bedacht,
Was besser wär' — erschießen oder henken.

Auf Battus.

Die Wahrheit kömmt bei dir in gute
Hände,
Gesteh' ich Battus dir.
Doch kämest du einst in der Wahrheit Hände,
Dann wehe, Battus, Dir!

Auf Damöt.

Ihr wundert euch, warum Damöt
Tagtäglich in das Schauspiel geht?
O Freunde mindert euer Staunen!
Die Reichen haben ihre Launen.
Es geht Damöt ins Schauspiel alle Tag'
Daß ihn das Schauspiel sehen mag.

An einen falschen Freund.

Nur auf der Masquerade
Will ich Dir meine Freundschaft leihn,
Dort bin ich das nach grade,
Was du pflegst von Natur zu sein.

Moses Mendelsohns Stachelgedicht auf sich selbst.*)

Ihr nennet groß, unsterblich Demosthen,
Den stotternden Orator von Athen,
Und ihn, Aesop, den Höcker, weise.
Triumph! Ich werd' in Eurem Kreise
Gedoppelt groß und weise sein;
Der ich in mir verein',
Was sie, Aesop und Demosthen,
Einst ließen hören, sehn.

*) Bekanntlich war Moses Mendelsohn im hohen Grade rachitisch, so wie er zugleich in seinem mündlichen Vortrag stotterte. Einst befand er sich im Kreise der trefflichsten Köpfe seines Zeitalters, in der Gesellschaft Sulzers, Ramlers Lessings u. s. w. Sie waren munter

Auf Polykarp.

Bedauret, Freunde, doch den guten Polykarp.
Sein Weib ging jüngst aus diesem Leben.
Noch kann der brave Mann sich nicht zufrieden geben,
Daß ihm sein Weib nicht früher starb.

---

und guter Dinge, und geriethen auf den Einfall: daß ein Jeder von ihnen, auf seine eigene Person aus dem Stegreife, ein Stachelgedicht machen möchte. Mendelsohn soll, wenn gleich nicht wörtlich, doch dem Sinne nach, das folgende Epigram über sich hergesagt haben.

Auf Gulla.

Daß Gulla sich von ihrem Mann er-
tappen ließ,
Das ist mir ein Problem, muß ich beken-
nen.
Und bei der That — das weiß ich so ge-
wiß —
Denn die Schamröthe hat sie nicht verra-
then können.

Prosaische Aufsätze.

Apollo und die Musen.

Unter den Musen, die in friedlicher Gesellschaft immer die Zeit hinbrachten, veranlaßte einst die Rangsucht, das Kind der Langeweile, einen Streit, der für sie die übelsten Folgen hätte haben können, wenn ihr Vater Apollo, ihn zu schlichten, nicht herbei geeilt wäre.

„Schwestern! begann die Malerei, Ihr werdet mir einst alle nachstehen müssen. Seht nur wie geschätzt, geehrt ich unter den Sterblichen bin. Ich habe sie auf meiner Seite, die allbeliebte Göttin. Sie begleitet mich überall, die süßlächelnde Schönheit. Sie zeigt sich allen meinen Werken hold, ein jedes beschenkt sie mit

Apollo und die Musen.

Unter den Musen, die in friedlicher Gesellschaft immer die Zeit hinbrachten, veranlaßte einst die Rangsucht, das Kind der Langeweile, einen Streit, der für sie die übelsten Folgen hätte haben können, wenn ihr Vater Apollo, ihn zu schlichten, nicht herbei geeilt wäre.

„Schwestern! begann die Malerei, Ihr werdet mir einst alle nachstehen müssen. Seht nur wie geschätzt, geehrt ich unter den Sterblichen bin. Ich habe sie auf meiner Seite, die allbeliebte Göttin. Sie begleitet mich überall, die süßlächelnde Schönheit. Sie zeigt sich allen meinen Werken hold, ein jedes beschenkt sie mit

jener einnehmenden Grazie, die alles bezaubert und an sich zieht."

So sprach die Muse mit triumphirendem Tone, und sahe mit verachtendem Blick auf ihre Schwestern herab. Empörend war dieser Eigendünkel allen. Geheimer Groll fing sich an in ihren Herzen zu entfalten. — Doch die Musen der bildenden Künste, die den Triumph der Malerei auch für den ihrigen hielten, faßten sich allgemach und schlugen sich auf die Seite der Malerei. Allein die Tonkunst kränkte dieser anmaßende Ton.

Gemach Schwester! entgegnete sie. Auch ich glaube mir diese deine Gönnerin noch nicht verhaßt gemacht zu haben. Auch mir reicht sie noch freundschaftlich oft ihre Hand, und ihre vertrauliche Blicke, deren sie mich oft würdigt, überzeugen mich, mir ihre

Gunst noch nicht verscherzt zu haben. — Warum frohlockst du nun? Fürwahr! du bist noch sehr fern vom Siege. Glaube nur, Schwester, den Triumph über seinen Nebenbuhler davon zu tragen — hierzu wird mehr als leeres Geschwätz erfodert. — Und eine spottende Miene! Hm! — Der Weise tritt den Spott des Thoren mit Füßen."

„Du willst also Gründe, Beweise? entgegnete die Malerei, die sollen dir nicht vorenthalten werden. — Ich gestehe es, meine Kunst beruht auf Täuschung. Ich suche die Menschen zu hintergehen, ich zeige ihnen Schattenbilder, welche die Vernunft vernichtet und die Finsterniß verscheucht. Kurz ich schaffe den Sterblichen bloß einen Traum. Doch dieser Traum, welche Annehmlichkeit, welchen Reiz hat

er nicht für sie! — Ich gestehe es, meine Quelle ist die Natur. Aus ihren labyrinthischen Schöpfungen nehme ich den Stoff zu meinen Werken, in ihr finde ich die Quelle, die mich mit immer neuen Mitteln, die Sterblichen zu unterhalten, versieht. Allein wie erscheint diese Natur, wenn sie von ihren Auswüchsen, Verkehrtheiten und launigten Zügen sich durch mich gesäubert sieht? — Bei allen diesen Operationen erblickt man die liebenswürdige Göttin Schönheit mir zur Seite. Sie weicht nicht von mir. Sie umgibt mich gleichsam mit ihrer allbelebenden Grazie. Sie verleiht mir jene Würde und Hoheit, mit der ich mich den Sterblichen darzustellen vermag. — Ach! wenn ich nicht der erste Günstling dieser Allbezaubernden wäre, nie würde mir jene Verehrung und Achtung,

deren ich mich erfreuen kann, angedeihen, nie würde mir dieser laute Beifall unter den Sterblichen gewährt werden."

Ich bitte dich, schweige nur eitle Schwätzerin, fiel ihr die Tonkunst ein. Du machst es wie alle kleinen Geister, die keinen Werth auf sich zu setzen vermögen, und sich daher mit ihren erhabenen Gönnern brüsten müssen. Ich werde mich, glimpflicher meiner Verbindungen rühmen, und mag dir gerne einen Sieg schenken den dir mehr deine Schwatzhaftigkeit als dein Recht erringt.

„Getrost Schwester! fiel hier die Poesie der Tonkunst ein. Ich werde dich nicht unterliegen lassen, denn dein Fall zöge auch den meinigen nach sich. — Laß mich deine Stelle vertreten. Ich werde uns mit kälterem Blute vertheidigen."

Recht! rief die Malerei. Doch in wessen Namen wirst du sprechen, in dem deinigen oder in dem deiner Gespielin? Sage; denn darnach werde ich meine Pfeile zu schärfen haben.

„Das kann dir gleichgültig sein, erwiederte die Poesie. In meiner Vertheidigung kannst du auch die meiner Schwester finden. Wir sind beide Vorsteherinnen der bezeichnenden Künste. Doch zur Sache! — Du rühmest dich, einer höheren Gunst von der Göttin Schönheit gewürdigt zu zu werden, als wir, gibst vor, daß sie zu dir sich mit größerem Vertrauen und innigerer Anhänglichkeit gesellt, als zu uns. Mit nichten! Rufe dir Plato, der unter den Sterblichen der größte Verehrer der Göttin Schönheit war, der sie in ihre verschlungensten Gänge verfolgte, rufe ihn her,

er soll dir die Schönheit mit seiner honigsüßen und wie Zephyr hinwallenden Sprache malen, und du sollst urtheilen, selbst entscheiden, ob sie in meinen Werken, oder in den deinigen mit größerer Energie anzutreffen ist."

Das ist eine weithergeholte Behauptung, sagte die Malerei.

„Wir wollen näher rücken, entgegnete jene. Woran erkennest du jene Göttin? Worin zeichnet sie sich von allen Unsterblichen in ihren Werken aus? Ist es nicht jene Harmonie, jene sanfte Uebereinstimmung, die sie überall zu verbreiten sucht, ist es nicht jene Kombination der Verhältnisse, die sie so bezaubernd darzustellen weiß, daß gleichsam aus allen Dissonanzen sich durch sie eine Konsonanz entwickelt? — Mit dieser erhabenen und göttlichen Harmonie

hat sie sich zu uns gesellt. Mit dieser Götterkraft gelang es uns, die Herzen aller Sterblichen zu reizen und für uns einzunehmen. Durch diese erhabene Energie bildeten wir jene unsere große Schüler, einen Orpheus, Trasimachus, einen Homer und Sophokles. Und ihre unter den Sterblichen ihnen zu Theil gewordene Vergötterung zeigt, wie groß der Beistand ist, den uns die gepriesene Göttin Schönheit verliehen."

Dein Raisonnement, fiel die Malerei ein, ist sehr kalt. Du messest die Schönheit mit Zirkel und Maasstab. Beim Jupiter mich friert's. — Mit solchen Werkzeugen wage ich mich nicht meiner Gönnerin zu nähern. Ich bin keine der Sterblichen, bin kein Plato, der mit Linien und Dreiecken alle Sphären ausmißt. — Ich

wandle mit meiner Freundin Hand in Hand. Sie würdiget mich oft ihres Umganges. Ich führe daher ein blühendes, ein reizendes und so zu sagen lebendiges Bild von meiner hohen Freundin mit mir. Das göttliche Feuer ihrer Augen, die blühende Röthe ihrer Wangen, der wallende und blendendweiße Busen, das sanfte, reizende, naive und erhabene Lächeln, das bewundere ich alles an ihr. Oft suche ich sie im Bade nackend zu überraschen, da ist der sanfte Umriß ihres ganzen Wesens, das was mir Erstaunen einflößt. Ich beobachte sie, wenn sie stolz, erhaben, freundlich gefällig, zärtlich, verliebt und — abgeschmackt ist. Ich bemerke ihren Gang, ihre Mienen, ihren Anstand, und nur aus diesem Gesichtspunkte ist sie schön, nur in dieser Manier kann ich sie bewundern, fühle ich mich von ihr be=

geistert, sie meinen Stolz, mein Ideal, mein Alles zu nennen. Nur in dieser Form konnte sie mein Herz erobern, konnte sie mich verleiten, sie meinen Verehrern als das höchste Ideal, das sie zu erreichen streben sollen, darzustellen, und sie mit eben dem Feuer, mit eben dem Enthusiasmus für sie zu beleben, wodurch sie mich an sich riß. — Deshalb, Göttin! bist du mir hold. Ach! du schmückest meine Werke mit deiner himmlischen Grazie, belebst sie durch deinen göttlichen Zauber. Durch dich empfing ich den Preis von allen Sterblichen, durch dich gelang es mir, ihre Verehrung und Liebe mir zu erwerben. Deine Anhänglichkeit an mir verbreitest du auch auf meine eifrigsten und ergebensten Jünger. Du begeistertest meine großen Schüler, einen Apelles, Zeuxis, Pharrhasius, du ver-

lieheſt ihrem Geiſte die hohe Energie, wodurch ſie ihre Werke vervollkommten. Du hauchteſt ihnen einen Theil deiner himmliſchen Kraft ein, beſeelteſt ihren Muth, mit Entſchloſſenheit meine Würde unter den Sterblichen in ihren Werken zu behaupten. Du beglückteſt ſie mit jenem hohen Geiſtesſchwung, wodurch ſie zugleich den erhabenen Weg zur Unſterblichkeit verfolgten. Sie prangen nun in den Annalen der Sterblichen. Sie ſind mein Ruhm, meine Zierde und die Waffen, mit welchen ich über euch, gute Schweſtern, immer den Sieg davon zu tragen, mir ſchmeicheln darf.“

Bei dieſen Worten konnte ſich die Tonkunſt nicht länger halten. Sie ergriff das neben ihr liegende Plektron, und warf es aufgebracht zu den Füßen der Malerei.

Zorn und Schaam hielten ihre Zunge gefesselt. Sie konnte nicht durch Worte ihrem Herzen Raum schaffen, und verstummt wollte sie davon eilen. Allein die Poesie hielt sie zurück. Sie hätte sie auch vielleicht beruhigt, wenn nicht ein Hohnlachen, das der Malerei entfuhr, sie von neuem in größern Harnisch gebracht hätte, und mit Aufwand aller ihrer Kräfte entriß sie sich den Armen ihrer Gespielin.

Schon war sie im Bedriff davon zu eilen, als ihr Vater Apollo aufstieß. Er stutzte, als er die gekränkte Muse erblickte, staunte über die Verwirrung, die in dem sonst friedlichen Zirkel seiner Töchter herrschte.

„Was fehlt dir, Tochter? sagte er staunend zur Tonkunst. Wohin willst du so ungestüm? Deine Blicke sind verwirrt, deine

Wangen bleich. Du zitterst an allen Gliedern. Was fehlt dir?"

Hier entfielen der Muse einige zurückgehaltene Thränen.

„Tritt wieder in den Zirkel deiner trauten Gespielinnen, begann Apollo von neuem. Laß mich da die Ursache deines Kummers vernehmen. Denn ich merke wohl, daß der Harm dir die Zunge lähmt. Doch was steht ihr übrigen so betroffen? Was gab's für Hader? — Nur näher, liebe Tochter, indem er die Tonkunst bei der Hand an sich zog. Nur näher! Nimm hier Platz neben mir. Ich will Alles gut machen."

Nimmermehr wirst du es, Vater, erwiederte jene mit gebrochener Stimme, nimmermehr!

„Warum das?"

Ich bin gekränkt, höchlich gekränkt.

„Wodurch? — Vermissest du etwa dein Plektron? Wo ist es?“

Hier erblick' es zu den Füßen meiner triumphirenden Freundin. Ich mag es nicht mehr. Mag nun eine Andere, die Belieben dazu trägt, sich damit beschäftigen.

„Was verleitet dich dazu? Hast du etwa mit einer Pieride gewetteifert und —

Nein! erwiederte sie zürnend. Keiner Sterblichen soll ich unterliegen. Hier mit dieser, mit deiner Tochter, der Malerei hab' ich's zu thun. Mit ihr, die mit ihrem hochtrabenden Eigendünkel, mich nicht allein zu besiegen, sondern auch mein Ehrgefühl aufs höchste zu kränken suchte. — Doch ich will ihr gern den Sieg gönnen. Sie mag auf den Trümmern meines Ruhmes

sich Trophäen setzen lassen. Allein mir muß es frei stehen, meinem Amte zu entsagen. Ich mag meine Hand nicht mehr mit Dingen entweihen, die der unwissende Eigendünkel besudeln darf.

„Mäßige dich, Tochter, unterbrach sie Apollo. Wen darf unseliger Hader zu solchem Eifer und Zorne verleiten? — Unterdrücke sie. Nimm wieder deine gewöhnliche Sanfmuth an, und zeige dich in deiner Größe. — Wozu diese zitternde Stimme? Wozu dies thränende Auge? diese genetzte Wange, und diese Verwirrung in deinem ganzen Anzuge? — War denn der Streit so wichtig?"

Mein Ruhm, mein Ansehen, mein Alles hängt daran, erwiederte die Tonkunst. — Du weißt, Vater, daß die Göttin Schönheit uns Schwestern eine ge-

meinschaftliche Gönnerin ist, und daß wir nur durch sie vermögen, unser Ansehen unter den Sterblichen zn behaupten. Die Malerei will nun steif und fest: daß sie einzig und allein ihrer Gunst gewürdigt werde, daß sie allein im Besitze ihrer Freundschaft sei, und ihr daher der Vorzug vor uns allen gebühre."

„Mit welchen Gründen?"

Frage nur Schwester Poesie, sie wird dir Haarklein sagen können, wie seicht und beleidigend sie alle für uns sind.

„Tröste dich, Tochter, entgegnete Apollo, ich werde auch noch etwas für dich thun können. — Doch rückt näher, liebe Kinder. Du, Tonkunst, verscheuche deine düstere Miene. Richte dich auf, sei heiter. Du, Malerei, lege deinen ironischen Blick ab. Zeige dich großmüthig, und reiche dem

beleidigten Theile deine Rechte zum Frieden. Und ihr übrigen vernehmet, erholet euch. Denn ich merke, der Hader hat euch alle betäubt und ausser Fassung gebracht. — Kommt Kinder, nähert euch, macht Friede, ich will schon euren Hader schlichten."

Gerne! Gerne! fiel ihm die Malerei mit verstellter Ironie ein.

„Nun erzählt mir den ganzen Vorgang, rief Apollo. — Dich, Tonkunst, mag ich nicht zum Erzählen auffodern, du scheinst dich noch nicht erholt zu haben. Erzähle du, Malerei."

„Unser Streit, begann diese, war eigentlich, welche von den Künsten der Schönheit sich am mehresten nähere, oder in höherem Grade der Gunst dieser Göttin gewürdigt werde."

„Nun was habt ihr entschieden?“ frug Apollo.

Nichts! erwiederte jene. Ich hatte bloß meinen Vorzug behauptet, die Poesie brachte einige Gründe für den ihrigen vor. Ich suchte sie zu entkräften, und dies brachte die empfindsame Seele hier, auf die Tonkunst hinzeigend, so in Harnisch.

„Mit Gelassenheit zu Werke gehen, mit kaltem Blute beginnen, entgegnete Apollo, ist eine große Tugend, die euch aber mit vielen eurer Schwestern leider! oft zu fehlen scheint. — Ich merke schon, setzte er nach einer Pause lächelnd hinzu, ihr wollet alle den Apfel der Eris haben. Wollt ihr mich für euren Paris annehmen?“

Der Spaß erregte ein sanftes Lächeln

unter den Musen. Sie rückten zum Kreise näher, und Apollo führte das Wort.

„Es wundert mich sehr meine Lieben, daß ihr einer Sache wegen in Streit gerathen seid, die euch euer Ansehen unter den Sterblichen nicht vermehren und nicht vermindern kann. Glaubt nur, Kinder, ihr könnt in gleichem Maaße euer Ansehen unter den Sterblichen behaupten. Doch deines Vorwitzes wegen, Malerei, muß ich hier die Bemerkung mir entfallen lassen: daß die Gunst, welcher die Schönheit die Tonkunst würdigte, sich bei den Sterblichen in ein weit graueres Alterthum verliert, als diejenige, die sie dir zu Theil werden ließ. — Mag auch immer der Sterbliche mit einem Gefühle für Grazie und Schönheit begabt zur Welt kommen; so hat doch die Natur dafür gesorgt, daß er bei seinem

ersten Dasein vorzüglich an den Dingen Wohlgefallen finden soll, die seinen Bedürfnissen angemessener sind. Nun scheint es aber, da wir eher Verehrer der Tonkunst als der Malerei unter den Sterblichen fanden, da es eher einen Orpheus als einen Zeuxis, eher einen Amphion als einen Dädalus gab, daß die Tonkunst den Sterblichen ein näheres Bedürfniß war als die Malerei, daß sie von jener eher bezaubert und hingerissen wurden, als von dieser. Wer könnte aber hierzu hülfreichere Hand geboten haben, als die unsterbliche Göttin Schönheit? — Mußt du nun nicht, ohne deinem Ruhm zu nahe zu treten, einräumen: daß die Schönheit der Tonkunst eine ältere Freundin ist, als dir? Mußt —

Was vermag nicht die Noth, fiel hier die Malerei ein. Mußte nicht Jupiter,

ehe er auf den Einfall gerieth, Schöpfer der Sterblichen zu sein, mit seiner keuschen Hälfte die langweiligsten Stunden hinbringen? Mußte er sich nicht mit den Reizen der scheelstolzen Juno, bei allem Ueberdruße, den ihm dies Elsterleben machte, begnügen? Sehen wir ihn aber seitdem ihm das Menschengeschlecht einige Beschäftigung gab, jezt noch so fleißig um seine Juno? Finden wir ihn noch so beschäftigt, ihren Launen und Grillen Genüge zu leisten? Traun! Er sucht nun bei einer Leda, Europa, Danae, Kalisto und mehreren Blümlein dieses Gelichters sich, für die überstandnen Leiden, zu entschädigen, und achtet gar nicht darauf, wenn die großäugigte Juno dieser Schwärmereien wegen in üble Laune geräth, oder gar eifersüchtig wird. — Konnte nun die Göt-

tin Schönheit anders verfahren? Auch sie mußte sich mit einem minder gefälligen Günstling begnügen, bis sie einen bessern fand.

„Hielt es doch nicht so schwer, die Minerva aus dem Gehirne Jupiters zu bringen, als dir deinen Eigensinn heraus zu treiben, entgegnete Apollo. — Als wenn die Schönheit ihrer alten Freundin nicht noch immer günstig wäre, als wenn sie sich nicht noch immer zu ihr gesellte und —“

Bald wärst du wohl geneigt, lieber Vater, die Göttin des Undanks zu zeihen. Auch sie ist noch eingedenk des Genusses ehemaliger Vertraulichkeit. Sie hat noch oft die süße Erinnerung an die mit ihrer alteu Freundin hingebrachten angenehmen Stunden. Sie lohnt es ihr noch oft, aber freilich sehr kärglich.

„Das heiße ich eine starke Behauptung!“ sagte Apollo.

Das wüßte ich nicht, erwiederte jene. Keiner der Unsterblichen verfehlt die wirksamsten Mittel aufzusuchen, sich den Sterblichen in seiner ganzen Hoheit zeigen zu können, und der edlen Göttin Schönheit sollte man es verdenken, wenn sie mich vorzugsweise für ihre Mittlerin wählt — mich, die allein ihr fähig scheint, sie den Sterblichen nach Würde darzustellen, die allein vermögend ist, ihr Verehrer und Anbeter zu verschaffen, allein Alles beseelt, ihr Altäre — ?

„Halt ein! Halt ein! fiel ihr Apollo ins Wort. — Du versteigst dich in die Regionen der Einbildungskraft. — Es verhält sich nicht so meine Tochter.“

Hier sagte die Poesie, hast du einen Strich durch die Rechnung, Rechthaberin!

„Der soll erst gemacht werden," erwiederte die Malerei.

„So höre mich, meine Tochter! entgegnetr ihr Apollo. — Bald wirst du mir vielleicht selbst eingestehen: daß, wenn du von deinem Einflusse auf die Sterblichen, auf die höhere Gunst schließest, welcher dich die Schönheit würdigen soll, du dich verloren gibst. — Du weißt, mit welcher Gewalt die Tonkunst auf die Sterblichen wirkt. Ich mag nicht auf die alten Zeiten Rücksicht nehmen, wo ihre Energie durch einen Orpheus und Amphion hinlänglich bewährt ist, sondern ich will auf die neuern zurückkommen. Ich brauche dir nur einen Plato

zu nennen. Du weißt, mit welcher Vorsicht und unter welchen Einschränkungen dieser Göttliche in seinem idealischen Staate, zu dem er den Entwurf ohnfehlbar von einem der Unsterblichen erhalten haben muß, die Tonkunst wegen ihrer Energie und Allgewalt über die Sterblichen dulden will. Wie er gleichsam mit dem Maaßstabe in der Hand, ihren weiten Umfang einzuschränken sucht, und alle Mittel ersinnt, ihren Einfluß mit dem der andern Künste in ein gehöriges Verhältniß zu bringen. Würde er wohl dieser Bedenklichkeiten Erwähnung gethan haben, wenn sein tiefer Blick allen Künsten eine gleiche Energie zugetrauet hätte? Hier hielt Apoll mit schalkhaft lächelnder Miene ein. — — Doch ich merke, nahm er wieder

das Wort, du sinnst schon auf Einwürfe. Erspare sie dir, liebe Tochter. Ich habe durch diesen Skrupel, fügte er mit Empfindung hinzu, deiner Würde keinesweges zu nahe treten, sondern deine Unbilligkeit dir fühlbar machen wollen. — Streite nie mehr mit deinen Gespielinnen um deinen Vorzug. Ihr seid alle Günstlinge der Schönheit. Sie wird nie gegen Eine von Euch erkalten, und ihr werdet ihrer nie entbehren dürfen."

„Dich, Malerei, begünstigt sie mit jenen Reizen, wodurch sie gleichsam das Auge der Seele, die Phantasie, ergötzt. Sie nimmt dich durch ihren feurigen Blick, ihre rosenfarbige Wange, ihren lilienweißen Nacken, ihr goldlockigtes Haar und den ganzen Umriß ihres Körpers ein."

„Allein dir, Tonkunst, vertrauet sie die himmlischen Reize ihres Herzens. Sie begeistert dich mit ihrem Wohlwollen, ihrer Sanftmuth, ihrer Unschuld, Einfalt und Güte. Daher vermag die Zauberkraft deiner übermenschlichen Harmonie aufs Herz der Sterblichen zu wirken. Du versetzest sie in Entzücken, reißest sie zur Freundschaft und Geselligkeit hin. Mit eben dieser bezaubernden Kraft entwickelst du die geheimsten Falten der Empfindung, empörest und dämpfest du alle Leidenschaften, vermagst du das Gemüth der Sterblichen bald wie ein Orkan zu beunruhigen, bald wie ein Zephyr zu besänftigen. Durch dich wird der Sterbliche so biegsam wie Espenlaub, so trotzend wie eine bejahrte Eiche. Du

belebst den Greis, ermunterst den Jüng-ling, besänftigest den Helden und zähmest den Tyrannen. Kurz du bist die Besitzerin aller Herzen."

„Aber du, Malerei, reizest vorzüglich die Phantasie, unterhältst die Sterblichen mit jenen täuschenden Bildern, wozu dir die Schönheit ihre Züge leiht. Du machst dir die reizenden Mienen, den erhabenen Gang, die sanften und einnehmenden Ge-berden, die himmlische Grazie und alle Zu-ckungen eines zärtlichen Schmerzes von ihr eigen. Du schaffest den Augen der Sterblichen eine neue Welt, beseligest sie wachend mit süßen Träumen, oder weckst ihre schlummernde Seelenkräfte zu einer sanften Beschäftigung auf. Du versetzest alle ihre Kräfte in jenes harmonische Spiel,

das sie von jedem trägen Schlummer befreiet, sie zur Sanftmuth und Zärtlichkeit in ihren Empfindungen gewöhnt, und sie gesitteter, froher und offener schafft. Darum thronest du auch da nur unter den Sterblichen, wo Sanftmuth des Herzens und geschmackvoller Spielraum der Phantasie sich entwickelt. Darum kannst du dich da nur in deiner ganzen Energie zeigen, wo das menschliche Herz sich in alle die feinen Empfindungen aufgelöst hat, die es den Unsterblichen näher bringen, die es schmeidiger und menschlicher machen. — — Ich merke, Malerei, du wirst schaamroth. Nun! dann ist es Zeit, daß ich einhalte."

Augenblicklich hob sich die Malerei von ihrem Sitze, fiel ihrer beleidigten Schwester in die Arme und umhalste sie. So

ging es mit Umarmungen im ganzen Kreise herum. Die Musen söhnten sich gegenseitig aus, schwuren ihr Band hinfort immer fester zu knüpfen, und schlossen dieses Fest mit Wettgesängen zum Lobe ihres himmlischen Vaters Apollo.

Ueber Lieblings- und klassische Schriftsteller.

Sine ira et verecundia.

Der Lieblingsschriftsteller einer Nation kommt mir vor wie ein liebenswürdiges weibliches Wesen, das durch seine Jugend, durch sein einnehmendes, einschmeichelndes und alle herzlichen Gefühle ansprechendes Benehmen, eine Menge Anbeter und Verehrer um sich versammelt. Hier kömmt es auf den ersten Eindruck an, der vom Gegenstande gemacht wird. Man wird befangen, eingenommen, endlich leidenschaftlich verliebt in ihn, übersieht selbst seine Fehler, ja betrachtet sie als Vorzüge, die

gleichsam als Schatten in dem Gemälde betrachtet werden, welche den Totaleindruck zu erhöhen, ihm bestimmt zu sein scheinen.

Der Lieblingsschriftsteller hat aber auch das Schicksal einer Geliebten. Er ist, wie sie, ein Geschöpf der Zeit. Man kennt ihn jung, sieht ihn reifen. Es ist sein Wachsthum was uns erfreuet, sein Treiben und Leben, was empfängliche Gemüther an ihm ergötzt. Er verblüht, seine Verehrer verblühen. In beiden Theilen beginnen die Kräfte, gleichsam zu erkalten und zu erstarren. Das Band wird gelöst, und es hallt nur noch der Ruf von einer mächtigen, sinnlichen Liebe nach, die einst bestanden, und nun mit den Wesen, die sie gepflegt, hingewelkt ist.

Der Lieblingsschriftsteller ist daher gleichsam ein, von dem Geist der Zeit gerührtes

Wesen, das Kraft genug hat, diesen Geist rein aufzufangen, und ihn idealisiren, oder so darzustellen, daß Jung und Alt den Genius darin erkennen, der ihnen das von einer energischen Seite zeigt, was in ihren Umgebungen und in ihrer intellektuellen Existenz, (so weit sie vor jenen sich deren bewußt worden) in der Farbe sich ihnen aufstellt, welche ihre Stimmung anspricht, oder die Geistesmode bildet.

Der Lieblingsschriftsteller ist eben ein vom Geist der Zeit berufenes Wesen. Er kann sich nicht dazu bilden, wie jeder andere Künstler. Er kann sein Talent ausbilden, kann mehr Gewandtheit, Routine und Festigkeit sich erwerben, aber das Maß von Kräften muß ihm verliehen sein, sie lassen sich nicht schaffen.

Der in den verschiedenen Literaturen

herumwandernde Gelehrte stößt auf Namen, die einst dem Munde aller Männer und Frauen, Jünglinge und Mädchen von Geist geläufig waren, und in allen Zirkeln und Versammlungen gefeiert worden sind. Sie kehren mit ihrer Entdeckung in die Wirklichkeit zurück, und sie hören, daß man kaum von ihrem Dasein etwas weiß, daß ihr Ruf längst verschollen, und daß der ehemals angebetete Götze ins Grab der Vergessenheit hinabgestürzt ist.

Sie sind mit dem Geiste ihrer Zeit dahin geschwunden, oder geben höchstens den Abdruck desselben, der nur den Kreis belebte welcher ihn umgab. Jedes Zeitalter hat seine eigenthümliche Stimmung, die, geschaffen wird durch die äussere Zusammenstoßung von Ursachen und Begebenheiten und die den Geist des Volkes gleichsam be-

stürmen, gleichsam tränken und fortreißen. Mit anderen Ereignissen, mit anderen, in der Wirklichkeit entstehenden Verhältnissen' wird der Geist der Zeit anders gerichtet und gewendet, es steht eine andere Gestalt da, gegen welche die vorigen veraltet oder verzerrt erscheinen.

Ein ganz anderes Verhältniß hat es mit dem klassischen Schriftsteller. Er gleicht einem ehrwürdigen Vater oder Greise, der in dem Kreis der Jugend und des reifen Alters frohe Aufnahme findet, den man gern hört, vernimmt und verehrt. Vor ihm schweigt der Vorwitz der Jugend, tritt zurück die höhnende Gegenwart. Aus seiner Physionomie springen sie noch hervor die Spuren von jugendlicher Kraft, von Gemüthsfreiheit, die uns Liebe und Achtung für ihn einflößen, und in ihm das

Wahre bewundern lassen, das schon långst hingeschwunden ist, aber in unserer Phantasie lebt.

Ein lebender, ein in der Jugendkraft seines Geistes wirkender Schriftsteller ist nicht klassisch zu nennen. Wenn er vollendet, wenn er seine Bahn durchlaufen, wenn seine Wirksamkeit geschlossen, dann hat er sich durch das was er aufstellt, selbst seine Stufe geschaffen. die ihm verliehen ward.

Er wird nur dann klassisch, wenn er über den Geist der Zeit erhaben, in der Idee sein Werk geschaffen und geformt, geformt unabhångig von den Gestalten die ihn und das Volk, in dem er lebt, umgeben, geformt für die Geistesempfånglichkeit des Volks, in dem er wirkte, und überhaupt im Geiste einer Zeit es gegeben, die einst gewesen, oder noch kommen dürfte,

die nur die Idee schafft, und die Idee beseelt.

Die Alten sind darum für alle europäischen Nationen klassisch, weil sie eine Welt aufstellen, die einst war, die ganz anders geformt und gedacht ist, als die neuere, die nur ein Nachhall von ihr gibt, und in welche, die ahnende Kraft des menschlichen Geistes gleichsam, wenn sie ihr ganz hingegeben ist, sich wieder versetzt zu sehen wünscht.

Die Alten hatten ebenfalls, so wie die neuern Nationen, ihre Lieblingsschriftsteller und Klassiker. Indeß da Europa's Bildung und die Gestaltung seiner Literatur von ihnen ausgegangen ist, so erscheint uns jede Trümmer, die sie uns darbieten, von großem Werthe, sei sie im Geist aller

Zeit oder einer Zeit hingeworfen; erscheint uns in ihnen alles klassisch.

Die Idealität in Gehalt und Form ist das Symbol der Klassizität bei allen Völkern. Nach diesem Gefühl oder dieser Wahrnehmung bildeten alle Nationen ihre Klassiker, bleibt alles dies als klassisch im Gebiet der Literatur stehn,

Alle neueren Nationen haben nach dieser Idee ihre Klassiker. Obgleich diese Nationen aber durch die Alten, vorzüglich die Griechen, größten Theils zur Geistesbildung übergegangen sind, so ist doch bei jeder eine Form stehen geblieben, in welcher sie ihre Idealität individualisirt, und die Form ist der einzige Kanon, nach welchem sie ihren Nationalgeschmack, ohne ihre Empfänglichkeit fürs Alterthum zu erdrücken, fixirte. Diejenigen Schriftstel-

ler, die diese Form mit der höchsten Idealität aufzustellen vermochten; diese Schriftsteller nun sind ihr Norm und Maßstab, und diese gelten ihr für Klassiker.

Die Idee ist in allen Nationen, in allen Menschen vorhanden, aber die Form, wie sie sich darstellt, ist verschieden. Sie erwächst aus dem Umfange der Wirksamkeit der Kräfte, jener Verhältnisse und Situationen, in welche die Völker vom Schicksal hingeworfen werden. Sprache, Religion und Gewerbe geben hier den Stoff, zur Gestaltung einer Form oder eines sichtbaren Genius.

So bildeten sich bei den neuen Völkern die Klassiker. Franzosen, Spanier und Italiäner besitzen ihre Klassiker. In ihnen erblicken sie den Keim ihres geistigen Seins und Wirkens.

In ihren Klassikern verräth sich erstens ein Geist, der Kraft genug gehabt hatte, eine Urform, wie die Griechen, zu bilden; aber da sie vorzüglich von der der Alten aufgeregt wurde, so erblicken wir in ihr eine Form, die aus dem Kampf ihres Geistes mit jener der Alten hervor gegangen, und aus welcher sich dann eine Individualität gestaltete, die Originalität und Nachahmung verräth.

So finden wir in den Klassikern aller Nationen, troz der Wiederkehr der Form, die wir von den Alten her kennen, etwas Begrenztes, worin sich der Geist des Volkes wieder findet. So sehen die Engländer in ihrem Shakespear und Milton, die Franzosen in ihrem Racine und Moliere, die Italiener in ihrem Ariost und Dante, und die Spanier in ihrem Lopez

und Cervantes etwas das sie anspricht, sie fesselt, das allen ihren genialen Köpfen Prototyp, Kanon, und Richtschnur ist, wie Homer und Sophokles es den Griechen waren.

Die neuern Klassiker der neuern Völker haben sich gleichsam in ihrer Sphäre gebildet. Jedes neuen Volkes Klassiker sind gleichsam in einer eigenen Spähre entstanden, sie bestehen so für sich, wie die der Alten. Eines jeden Volkes Klassiker sprechen die Individualität des Volkes aus, dies konnte vorzüglich geschehen, da sie alle in der Periode sich entwickelt, wo die Nationen sich noch nicht in das Band der Humanität verwickelt, ihre gegenseitige Denkart ihre Empfindungsweise ausgewechselt hatten und isolirt, ja noch isolirter wie von Griechenland und Rom, in deren

Muster sie lebten, in ihnen sich bildeten. Die Ansichten, die Eindrücke mußten verschieden sein, und das aus ihnen Produzirte zeigte in jeder Nation eine eigene autochtone Gestaltung der Klassizität.

Diese Ideen drängen sich hervor, wenn man ins Auge faßt die Klassiker der Engländer, Franzosen, Spanier und Italiener — und der Deutschen?

Ihrer ist noch gar nicht erwähnt, weil in Hinsicht der Deutschen noch immer die Frage aufzuwerfen ist: ob sie schon Klassiker haben? Schriftsteller, die dem Volke in Hinsicht der Genialität Maßstab und Richtung abgeben?

Diese Frage, oder man könnte eigentlich sagen, diese Aufgabe, dürfte vielen neu erscheinen. Aber wenn sie erwägen, daß diejenigen Deutschen, welche in einem Ra-

bener, Gellert, Ramler, Haller, Hagedorn und Uz die deutschen Klassiker nannten, schon längst dahin gegangen sind; daß mit einem Fuße diejenigen schon größten Theils nach jener Gegend hingerichtet stehn, welche in Lessing, Klopstock, Ramler und Gleim die Klassiker der Deutschen erblicken; daß in einiger Tiefe schon die Stimmen derjenigen versinken, welche in Schiller, Bürger, Mathisson die eigentliche deutsche Klassizität erblicken, und daß diese schon von der jugendlichen Stimme derjenigen überrufen werden, welche in Tieck, Novalis und Schlegel die Götzen der deutschen Klassizität bewundern, so darf man wohl die Frage wiederholen: Haben die Deutschen ihre Klassiker?

Wenn wir genau die Momente berück-

sichtigen, mit welchen wir die Klassiker aller Nationen haben entstehen sehn, so finden wir: daß erstens Individualität, zweitens Einseitigkeit, drittens Begrenztheit in der Geistesthätigkeit eines Volkes nöthig ist, um sie geltend zu machen.

Wenn wir nun die Kulturgeschichte des deutschen Genius vor Augen nehmen, so finden wir, daß diese, zur Bildung der Klassiker erforderlichen Geistesrichtungen sich auf eine ganz andere Weise entfalteten und äusserten, als bei allen andern Nationen, und daher die Denkart der Deutschen, von der Literatur einen anderen, man möchte sagen eigenthümlichen Standpunkt erfassen mußte.

Es war ein Zeitpunkt für die deutsche Literatur vorhanden, wo sich die Indivi-

dualität des deutschen Gemüths bestimmt und deutlich aussprach und behauptete. Dies war das Zeitalter der Minnesänger. Das was des Deutschen Genius da leistete ist autochton, indigenat und ihm eigenthümlich.

Der Deutsche ehrte in seiner Sprache in diesem Zeitpunkt seine Kraft, die Einheit seines Gemüths, und sie sprach sich darin aus.

Was den Deutschen von seiner Sprache abbrachte, war, daß sie Ursprache ist, und in Kollision mit derjenigen kam, welche sich in das öffentliche Geschäftsleben eindrängte, oder die Universalsprache der europäischen Staatsverwaltung ward — mit der lateinischen, die vorzüglich mit dem Katholizismus, der von Rom aus, über ganz Europa seine Herrschaft ausdehnte, sich

in alle Verhandlungen und Ideen eindrängte, die das Volk beherrschen sollten.

Keine Sprache eines Volkes ward dabei so deteriorirt als die deutsche. Frankreichs, Italiens, Spaniens Sprache, waren Töchter jener Universal-Sprache, und sie vervollkommten sich vielmehr bei dem häufigen Gebrauch derselben; eben so bereicherte sich bei ihr die gebrochne Anglosächsische Sprache, die in die Englische überging. Anders war es mit der deutschen. Sie hatte ein bezirktes Band, und sie mußte daher in dem Gebrauche der lateinischen zurück gesetzt werden, oder in ihrer Kultur sich vernachlässigt finden.

Als endlich die Reformation einen Theil Deutschlands von Rom losriß, kam vorzüglich die deutsche Sprache durch Luther in Anregung und Aufnahme, allein es war

nicht mehr jene reine, in sich selbst geschlossene Deutschheit, die sich darin ausdruckte, sondern es war eine, nach der Form der lateinischen gebildete.

Die Aufnahme, welche die alten Klassiker fanden, beförderte den Geschmack an Flexion und Konstruktion der alten Sprachen, und die deutsche Literatur beeiferte sich nun, in dieser Hinsicht die deutsche Sprache immer näher den alten Sprachen anzuschließen. So gerieth das deutsche Sprachorgan und das ihr entsprechende Gemüth in einen immerwährenden Kampf mit sich selbst. Die Sprache ward in höherem Grade ihrem Boden entfremdet, und so zu sagen, in ihrer Ausbildung neutral; so neutral, daß nicht allein die Alten, sondern auch die um sie her sich bildenden Sprachen, einen Einfluß auf sie erlangten.

Des Deutschen Eigenliebe erwachte aber in dieser Entfremdung, und es ermannten sich allmählig, in der Mitte des siebzehnten Jahrhunderts, die deutschen Literatoren, Deutschland seine Sprache wieder anzuschaffen, ihr die fremdartigen Lappen zu entreißen, die sie umgaben. Dies war das edle Bestreben eines Opitz, Günther ꝛc. in ihrer Bahn gingen die Hagedorn und Haller, und in ihr schritten glücklich fort die Lessing, Gleim, Uz und Weiße.

Indeß gelang es keineswegs diesen Geistern, in ganzem Umfange derjenigen fremdartigen Seite, die der Selbstheit ihrer Sprache gleichsam angewachsen war, eine Gestaltung mit der Ursprache zu verleihen.

Wäre vielleicht der Deutsche in der er=

wähnten Bahn verblieben, so hätte Deutschland schon seine Klassiker in jenem Zeitraum. Es hätte sich die deutsche Sprache, nach dem Maße wie die Frankreichs, Italiens, Spaniens und Englands, nach der Sprache Latiums gebildet, und doch ihrem Genius Spielraum genug gelassen.

Allein eben die Fremdartigkeit der deutschen Sprache, als Ursprache, mit ihrer Form, hat in ihrem Wesen eine Dualität und Zweiseitigkeit zurück gelassen, welche die Literatoren stets zwischen der Form und dem Stoff der Sprache schwebend erhielt. Es entstand in dem Gefühle für die Sprache, keine Einheit in ihnen, und sie glaubten ihrer egoistischen Genialität zu genügen, wenn sie es recht oft versuchten, dieses Gefühl sich zu verdeutlichen.

Hier waren nun zwei Wege einzuschlagen. Die Aufmerksamkeit auf die Form, oder auf den Stoff der Sprache zu fixiren.

Die Aufmerksamkeit ward aber auf die Form vorzüglich hingezogen. Die Form der deutschen Sprache, war die der alten Sprachen. Und da die Kultur Europas von den Alten ausgegangen, da ihre Ideen über Kunst und Literatur das Muster in allen Schulen war, so neigte der Geist der Literatur vorzüglich dahin, die in den *Alten* vorgefundenen Formen, der deutschen Sprache neuerdings, nicht in linguistischer, sondern in ästherischer Hinsicht, anzuschmiegen.

Für diese Seite der Bearbeitung der dentschen Sprache, lieferte Kleist den ersten bedeutenden Versuch, der einiges Aufsehen unter den Literatoren machte. Ihm

folgte Ramler und Klopstock, die nun vorzüglich vielseitigere und anhaltendere Versuche, die Silbenmaße der Alten in der deutschen Sprache einzubürgern, aufstellten. Keiner der früheren Dichter irgend einer Nation, hatte es noch gewagt, mit der ästhetischen Form der Sprache der Alten, mit ihrer vielseitigen Kraft und Gewandtheit in der Kombinirung kurzer und langer Silben, und den daraus entstehenden Rythmen oder Silbenmaßen in seiner Muttersprache zu wetteifern. Einzig und allein den Deutschen blieb dieser Versuch und konnte er vorbehalten bleiben, weil der Deutsche in seiner Sprache eine Qualität behauptet, die ihm Empfänglichkeit für diese besonnene Arbeit ließ.

Indessen wird doch der Kenner des Ganges der deutschen Literatur bemerken,

daß die dichterischen Versuche eines Ramler und Klopstock, so große Huldigung sie von den Kennern des Alterthums auch ernteten, bei weiten nicht die Eindrücke mit ihren Werken auf den Genius Deuschlands machten, als man nach der Sprache ihrer Bewunderer ahnen sollte.

Der deutsche Genius, welcher sich an den Stralen der schöpferischen Kraft seiner Dichter sonnen wollte, sah in ihnen ein fremdartiges Gewächs, das man bewundern mußte, weil es die Lehrer wollten, das man aber nicht genießen konnte. Das Volk, oder die lesende Welt hing an diejenigen ihrer Dichter, die in der Form sangen und dichteten, welche mehr an dem Stoff, mit dem das Volk befreundet war, als an der Form der Sprache sich zeigte; so lebte nun, um jene klassischen Vers-

künstler, eine Reihe Dichter auf, die das künstlerische nur nach einer gewissen Grenze pflegten.

Indeß der Kitzel zur Sprachkünstelei blieb immer noch im Schoße der deutschen Literatur rege. Das was Ramler und Klopstock noch unvollendet ließen, beeiferte sich nun Voß in höherem Maße zu ergänzen und darzustellen. Nicht bloß für die Versmaße auch für die Konstruktion der Alten, vorzüglich der Griechen, sollte des Deutschen Sprache empfänglich sein.

Voß, an dem dies, als Uebersetzer der Alten, noch zu entschuldigen war, da er dadurch die Alten in ihrer inneren und äusseren Gestalt uns wiedergeben wollte, fand nun bald ein Heer Nachahmer in dieser Hinsicht. Vorzüglich ist es jetzt einer unserer vorzüglichen Köpfe, der nun bis in

diesem Jahre es, Gottlob, so weit gebracht hat, deutsch in griechischer Manier zu konstruiren, so daß ein Unerfahrner wähnen sollte, er gehe darauf aus, als Deutsch-Franzos zu dichten.

Doch in diesem Bestreben des deutschen Genius, die echt antike Form in deutscher Sprache aufzustellen, mag doch wohl den frisch aufkeimenden Sängern des deutschen Parnasses, entweder nicht Spielraum genug gegeben worden sein, sich in einer gewissen neuen Genialität zu produziren, oder sie mochten wohl für den Genius ihrer Muttersprache einen Spannagel darin gefunden haben; und was geschah?

Man begnügte sich nicht mehr mit dem antiken Klassizismus, der eine geraume Zeit herhalten mußte. Italien, Spanien, war nun der Boden auf welchem die Na-

tur die Form hervortrieb, an welcher auch der Deutsche seine Sprache schmiegen mußte. Es entstand nun in der deutschen Literatur jenes Heer von Sonetten- und Kanzonen-Schöpfern.*).

Der Ton, der Inhalt dieser Gattung, aus dem das Zeitalter, in welchem ein Patrarcha, Dante und Ariost lebten, mochte wohl Deutschlands poetischen Jüngern Veranlassung gegeben haben, auf die Spuren deutschen Gesanges und deutscher Rede, jener Zeit, einen aufmerksamen

*) Ein gediegenes Wort läßt der biedere Fernow, über den Gebrauch der italiänischen Silbenmaße in der deutschen Literatur, fallen, an einem Orte, wo man es am wenigsten erwarten sollte. Prometheus. Erster Band. Viertes Stück. S. 33.

Blick hinzuwerfen; es war die Zeit der Minnesänger.

Der Funke loderte zur Flamme auf. Es gattete sich gleichsam der, den Italiänern und Spaniern abgewonnene Geschmack, mit der, in den Minnesängern herrschenden, Manier; man sah in diesen wie in jenen die höchsten Muster der Idealität, und so steht nun der deutschen Literatur ein Klassizismus bevor, in den Schätzen die ihr Tiek, Schlegel, Arnim, Brentano ꝛc., theils in den Reihen der altdeutschen Gedichte eröffnet, theils in der Nachbildung, zu der sie jene Muster des Süden und Norden begeisterten.

Bei dieser Gährung der Gemüther zwischen den antiken und modernen Klassizismus, bei diesem mühseligen Bestreben der deutschen Literatoren, die gleichsam

als Nachkömmlinge des Prokrustos, nach der Manier und der Idee aller Nationen, die Sprache ihres Volkes zerren und drehen, und diese nun täglich mehr aus ihrem Karakter herausreissen, oder sie in einen fremdartigen hineinpressen; — bei diesem unablässigen verfeinern und wetteifern, hierin etwas Vollkommenes zu schaffen, kann es nicht fehlen, daß die Litteratur der Deutschen, kaum daß die Genialität einiger starken Köpfe, sie zu einem Grade von Klassizität erhoben, wieder die Tendenz verliert, die ihr jene eingeflößt *).

*) Es wird hier nichts übertrieben. Einen der deutlichsten Winke über diese Geistesstimmung gibt uns der Senior der Journalisten, Herr Biester, in der Berl. Monatsschrift. Er läßt hier Hrn. Bothe als einen Verskünstler auftreten, der die deutsche Metrik in

Es ist nicht abzusehen, ob dies Wesen — man möchte es wohl gar Unwesen zu nennen belieben — dessen höheren Grund

einem hohen Grade, der der Alten näher zu bringen versucht, indem er die Kunst aufstellt, für die neutralen bekannten Wörter der deutschen Sprache einen bestimmten Ton vorzufinden, der sie zu kurzen oder langen Positionen stempelt. In dieser Exstase die deutsche Sprache als ein Gewächs Latiums eingewurzelt zu sehen, kümmert es aber Herrn Biester nicht, in der Ode, die er als ein Produkt von Herrn Bothes metrischem Genius gibt, Stellen wie folgende als musterhaft aufzustellen.

Reiche Gab' in Schiff gehäuft des Abend-
Strandes, (ob hier Untiefe bedräut, ob Abgrund
Dort), die Eisennadel im Auge steuert er
muthigen Herzens
Durch die Sturmaufrühr', unereilt von Unglück rc.

wir in der, in des Deutschen Gemüth Wurzel gefaßten Qualität, aufgefunden, in Deutschland ein Ziel finden dürfte. Und ehe dies nicht der Fall sein wird, ehe Deutschlands Sprache nicht wie die der neuern Nationen einen geschlossenen und abgerundenen Darstellungskreis erhält, der nur an dem Stoffe seinen Vorwitz übt, ehe es nicht dahin in Deutschland kommt, dürfen wir auch nicht hoffen, einer deutschen klassischen Literatur uns versichert zu halten.

Schiller und Göthe, die unsere zeitige Kunstjünger eben so im Munde führen, wie die ehemaligen, Lessing, Klopstock uud Wieland, laufen eben wie diese die Gefahr, wieder von der oberen Stelle, die sie in dem Kreise der deut-

schen Literatur einnehmen, verdrängt zu werden.*).

Wenn man mit einiger Aufmerksamkeit nur die halbjährige Ernte unserer Literatur durchgeht, so ist man zwischen Erstaunen und Verdruß getheilt. Man erstaunt über die Mannigfaltigkeit der Formen,

*) Die Gefahr für Schiller ist schon vorhanden. Des Knaben Wunderhorn. Thl. 1. S. 353. Wo sich ein Gedicht, überschrieben: „Die feindlichen Brüder" freilich mit dem Epigraph: (Handschrift, mit Noten, 1600 — 1700) findet. Indeß halten es die Herren Herausgeber des Wunderhorns, die Herren Brentano und von Arnim, nöthig, die Bemerkung hinzu zu fügen: „Der lieben Dummheit muß hierbei bemerkt werden, daß dies ein Scherz, wenn sie weiß was Scherz ist, kein Schimpf gegen Schiller sei."

welche sich der Deutschheit anschmiegen, und ärgert sich über den Wechsel und die Hinfälligkeit dieser, aus Laune und Kaprize zusammengestoppelten Meisterschaft *).

*) Aus der Aeusserung die Köpken, der das Heer der deutschen Uebersetzer des Terenz vergrößert, bei Gelegenheit einer Probe seiner Uebersetzung des Plautus vorbringt, läßt sich ohngefähr ermessen, welches Schicksal vorzüglich den beiden deutschen größten Dichtern in Deutschland bevorsteht. Indem er von dem Versmaß des alten Drama spricht, trägt er unter andern die Aeusserung vor: „Es ist hier nicht der Ort, über den Werth oder den Unwerth des fünffüßigen Jambus überhaupt zu reden, wie wohl es nicht schwer sein möchte, darzuthun, daß diese Form als unrein, unnatürlich, (?) entweder gar nicht, oder als gereimt (?) hätte aufkommen sollen, und daß selbst (hear him!) die

Und bei dieser polypenartigen Bildung des deutschen Gefühls, welche die Meister ehren, und die sie in den Jüngern nähren, verlangt man noch von dir, Deutschlands Volk; einen festen, stabilen Takt für die Produkte deiner Genialität! Bezüchtigt man dich des Undanks gegen die großen und wichtigen Männer, die sich einst erhoben auf die Schwingen ihres Genius, dich

Werke der drei größten modernen Tragiker, Shakespare, Schiller, Göthe, in Absicht ihrer Form, einen höheren Werth haben würden, wenn sie Statt jenes fünffüßigen, gleich den griechischen Mustern, den sechsfüßigen Vers gewählt hätten." Berlinische Monatsschrift. 1808. Monat November. S. 195. — Shakespear du bist gerettet, denn du lebst in deinem Vaterlande noch, wie in dem ersten Momente deines, Ruhms. Aber Ihr, Schiller und Göthe! —

fortrissen durch den Zauber ihrer Worte und ihrer Rythmen! Klagt man dich, deutsches Volk, an, daß du nicht dauernder Empfänglichkeit fähig seiest, für das dir reichlich dargebotene Himmlische und Unsterbliche.

Wer soll diese dauernde Empfänglichkeit bilden, wenn sie diejenigen noch nicht ergriffen, welche die Muster davon in allen Literaturen des Erdbodens erblicken, und um die Wette sich bestreben, durch Förmlichkeiten ihr Gefühl und ihr freies Urtheil zu tödten, und durch ein ununterbrochenes Vorführen fremdartiger Gestalten und Formen, dem Auge des Volkes keine bleibende Stätte gewähren, um sich zu fixiren und einen festen Standpunkt in seinem Urtheil behaupten zu können.

Wer Deutschlands Volk kennt, und seine Literatur, dem wird daher die Bemerkung nicht entgehen: Deutschland hat noch keine Klassiker, noch keine Reihe von Mustern für die Genialität seiner Sprache. Das Streben der Eingeweiheten oder der Literatoren nach Klassizität, ist für das Volk ein Fremdling. Es sieht in ihm Keime und Pflanzen, die es als Wundergestalten einer fremden Welt oder Zone, höchstens anstaunt, bewundert und endlich vergißt.

Einen größern Spielraum hat in Deutschland daher die Masse der sogenannten Lieblingsschriftsteller. Kein Volk zählt so viele Lieblingsschriftsteller als das Deutsche, keine Literatur ist vielleicht so zahlreich an Produkten der Art, als die deut-

sche. Wer nur einige Dezennien in Deutschlands Literatur zurück denken kann, der muß erstaunen über das Heer sogenannter Lieblingsautoren, deren Karakter wir im Anfange aufgestellt.

Man schreit und zetert gegen diese überschwemmende Produktivkraft unserer Literatur, und vergißt, daß ohne sie, bei dem Standpunkte, den Deutschlands Literaturgeist seit einem Jahrhundert angenommen, das Volk noch unempfänglicher für Literatur überhaupt sein dürfte, und daß dieser Standpunkt des ewigen Streitens, Haderns und Kämpfens über die Grundsätze, den Genius, von dem der deutsche Volksgeist beschwängert ist, ausser aller Aufsicht brachte, und einer freien und willkührlichen Thätigkeit überließ, die jene An=

lage zur Fruchtbarkeit schuf, mit der wir in der deutschen Literatur gesegnet sind.

Der Deutsche gleicht daher auch in Hinsicht des Volksgeschmacks einer unerfahrnen Jugend, die von allen und jeden Reizen, die sich ihr darbieten, gefesselt und gerührt wird. Die Lieblingsschriftsteller dominiren seine Gefühle, und die Herrschaft dieser Meister, gleicht der der Hetären, die nur, so lange sie jugendlich und frisch sind, sich geltend machen können.

Da, wo der Geschmack einer Nation, durch mehrere, zu Klassikern erhobene Schriftsteller, festen Fuß gefaßt, ist selbst den Lieblingsschriftstellern eine gewisse Grenze, ein gewisser Zügel angelegt. Ihre Frische glänzt wenige Zeit, das unbekan-

gene Wesen gibt sich ihnen hin, allein immer mit der Würde und in der Grenze, welche die Ehrfurcht einflößt, die durch die Gegenwart und den ernsten Blick des gehuldigten Alters, durch die Klassiker, einem Volke aufgeregt wird.

Ueber eine Lessingsche Fabel.

(Bruchstücke eines Briefwechsels.)

I.

— Nun auch zu etwas Literarischem.

Ich weiß nicht, ob Sie sich aus Lessings Fabeln der neun und zwanzigsten des zweiten Buchs: Tiresias überschrieben, erinnern werden. Dem Namen nach wird sie Ihnen wohl bekannt sein. Indeß da man auf Reisen nicht immer eine Bibliothek zum Nachschlagen bei der Hand hat, so gebe ich Ihnen hier eine Abschrift:

„Tiresias nahm seinen Stab und ging über Feld. Sein Weg trug ihn durch einen heiligen Hain, und mitten in dem

Haine, wo drei Wege einander durchkreuzten, ward er ein Paar Schlangen gewahr, die sich begatteten. Da hub Tiresias seinen Stab auf und schlug unter die verliebten Schlangen. — Aber, o Wunder! Indem der Stab auf die Schlangen herabsank, ward Tiresias zum Weibe.“

„Nach neun Monden ging das Weib Tiresias wieder durch den heiligen Hain: und an eben dem Orte, wo die drei Wege einander durchkreuzten, ward sie ein Paar Schlangen gewahr, die mit einander kämften. Da hob Tiresias abermals ihren Stab auf, und schlug unter die ergrimmten Schlangen, und — O Wunder! Indem der Stab die kämpfenden Schlangen schied, ward das Weib Tiresias wieder zum Manne.“

Das ist die Fabel; und ihr Sinn? Ich

darf mich wohl als Weib nicht schämen, Ihnen offenherzig zu gestehen, daß ich mich vergebens bemühete jener Fabel einen passenden Sinn unterzuschieben, da selbst eine Anzahl gelehrter Männer aus meinen Bekannten und Freunden, welche einer vertraute Bekanntschaft mit den Lessingschen Schriften zu haben affektiren, mit mir in gleicher Verlegenheit waren.

Da aber in der Rücksicht mein Glauben an Lessing unerschütterlich steht, daß er nie etwas niederschrieb, was nichtssagend wäre; so will ich mir eine Geistesbeschränktheit viel lieber zuschreiben, als in dem Glauben an den großen Mann, den einzigen Großen den Deutschlands Literatur im vorigen Jahrhundert aufzuzeigen hat mich irre machen lassen. — Es sei also wiederholt: ich begreife den Sinn der vorstehenden Fa-

bel nicht und Sie? — Sie sollen mein Apollo sein, wenn Sie es der Mühe Werth halten mir eine Erklärung aufzusuchen. — Vielleicht dürfte es Ihnen die Auflösuung erleichtern, wenn ich noch hinzufüge: daß Lessing in dem Register von seinen Fabeln, den Antonius Liberalis als eine Quelle seiner Fabel von Tiresias angibt.

II.

— Sie mögen, theure Freundin, freilich vor das Katheder einiger Freunde gerathen sein, die bloß den Geist der über Lessing hauset zu kennen affektiren. Ihr Kennen ist ein Verkennen. Lessing war kein Dogmatiker in seinen Empfindungen, Ideen und Urtheilen, sondern ein freier Kopf, der über Alles was gesagt worden, seine Bemerkungen, freilich im sokratischen Ton, ernst-

spöttelnd, vorbrachte. Wer ihn nicht an dieser Haltung gewahret, dem werden manche Obskuritäten und Widersprüche in seinen Schriften vorkommen.

In seinen Fabeln findet man oft den von ihm aufgestellten Karakterzug. Er strafet nicht durch Ernst, sondern durch ernsten Spott, und den müssen unter andern Wesen oft die Weiber fühlen. Daß Sie diesen ernsten Spott in der Fabel Tiresias gegen Ihr Geschlecht nicht fanden, zeugt mir von ihrer Unbefangenheit, oder zum wenigsten, daß er Sie nicht treffen soll. Denn auch unter den Weibern, giebt es edle Geschöpfe wie — unter den Juden. Und zu den edlen Weibern, das wissen Sie, hab' ich Sie immer gezählt.

Einen feinen, gegen die Weiber gerichteten, Spott, enthält also die Fabel Tiresias.

Wer den findet der hat ihren Sinn. Zur Sache.

Tiresias erblickt die sich begattenden Schlangen. Er jagt sie aus einander und wird zum Weibe. Warum? Weil er, der Mann, den, ganz dem Karakter des Weibes eigenen Hang, zur Stiftung von Zwietracht und Hader, in seiner Handlung äussert. Wie er nun als Weib einst die Schlangen kämpfend erblickt und sie aus einander jagt, so verleugnet er in dieser, dem Karakter des Mannes geziemenden Handlung: den Hader zu enden und Ruhe und Frieden zu verbreiten, gleichsam seine ganze Weiblichkeit, und das Schicksal hielt ihn wieder der Gestalt des Mannes werth.

Vermögen Sie, meine Freundin, einen angemessenern Sinn jener Fabel unterzuschieben, so wollte ich mich sofort be-

reit finden, meinen ihr untergelegten für unzulänglich zu erklären.

Sie verweisen mich auch Lessings Quelle auf Antonius Liberalis. Allein ich muß Ihnen nur sagen, daß dieser sie ihm keinesweges dargeboten haben kann. Antonius Liberalis erwähnt der Fabel von Tiresias nur beiläufig. Hingegen erinnere ich mich daß Ovid sie in seinen Metamorphosen weitläuftig erzählt. Ausserdem findet man auch in Bayle's historisch-kritischem Wörterbuche den Artikel Tiresias, wo eine Menge Schriftsteller der Alten verzeichnet sind, welche dieser Fabel mit größerer Ausführlichkeit erwähnen als Antonius Liberalis.

Beinahe, liebe Freundin, gerathe ich auf die Vermuthung, daß Lessing vorzüglich des Antonius Liberalis als Quelle er-

wähnt, um seine Belesenheit gegen Bayle geltend zu machen. Denn Antonius Liberalis ist der einzige Schriftsteller den Bayle übergangen. Ein solcher gelehrter Dünkel ist ganz dem literalischen Karakter Lessings angemessen.

Ihre Frage, liebe Freundin, hat mir einen Versuch in Erinnerung gebracht, den ich in der Nachahmung einer Fabel Lessings, die er: die Furien, überschrieben, vormals wagte. Es ist ein Wagestück, weil diese Fabel von Kennern bei weitem für die vorzüglichste in seiner ganzen Sammlung gehalten wird.

Hier haben Sie diese Nachahmung.

Nikander.

Pluto war einst besorgt, daß seine Höllenrichter, wegen ihres hohen Alters, end-

lich für ihr Amt untauglich werden dürften. Er wandte sich daher an Charon. „Auf!" Rief er ihm zu. „Spanne die Segel deines Nachens und steuere der Oberwelt zu. Such' unter den Sterblichen vorerst einen redlichen und unbestechlichen Mann und führ' ihn her. Er soll bei meinen Richtern zum Gehülfen angesetzt werden."

Charon trat den fernen Weg an. Er kam nach der Unterwelt und suchte, suchte lange den Rechschaffenen, der an die Seite eines Minos, Rhadamantes und Aeakas versetzt zu werden und Recht zu pflegen verdiente; allein vergebens. Unverrichteter Sache mußte er wieder seinen Weg nach dem Styx nehmen.

„Du kommst," rief ihm Pluto, als er ihn erblickte, zu, „leer zurück! Wie! Ist die

Menschheit so ausgeartet, daß ich die drei unbestechlichen Richter meines Reiches nicht mit Einem zu ersetzen vermag?"

Ach! das nicht, versetzte Charon.

„Nun, wo hausen denn die Rechschaffenen alle?" fragte Pluto.

Das Richteramt, versetzte Charon, scheint ihnen in deinem strengen Reiche nicht zu behagen. Die guten Leute glauben es auf eine bequemere Weise durch die Welt bringen zu können.

„Nicht Einen fandest du der Standhaftigkeit. Fähigkeit —?

Da war ein rechtlicher Mann, fiel Charon ein, von dem man glaubte, daß er Alles seiner Gerechtigkeitsliebe aufzuopfern Festigkeit genug besäße. Nikander stand in dem Rufe. Denn nie würdigte er die Thorheiten der Menschen eines

Blickes, nie huldigte er durch den fernsten Blick Beifall ihren Lastern und Ausschweifungen, allein —

„Nun?“ Rief Pluto betroffen.

Ich kam leider! zu spät.

„Zu spät?“

Jupiter ließ ihn durch den Merkur nach dem Olymp holen.

„Was will Jupiter mit diesem braven, rechtlichen Mann am Hofe?“

Jupiter wird nunmehr ernsthafter. Er ist des Ganymeds Luststreiche überdrüssig und wählte sich den Nikander Statt des Ganymeds — zu seinem Günstling.

*

Bedauernswerther Nikander!

Woher kömmt es, daß fast alle Tragiker Sujets für ihre Kunstwerke aus der Geschichte wählen?

Einseitigkeit, die man in seinen Ansichten von Gegenständen der Natur oder Kunst zu behaupten sucht, ist vielleicht die größte Veranlassung immer gewesen, Ideen und Urtheile in Umlauf bringen zu wollen, die für das Wissen oder die selbstthätige Wirksamkeit des Geistes vom größten Nachtheil sein mußten; die ihn zu einer gewissen Trägheit, welche immer eine Totalität in ihrem Dasein erblickt, stimmt, und die

gleichsam als die Mutter des Vorurtheils betrachtet werden kann.

Es ist nichts natürlicher, als daß eine Philosophie, die alles aus dem Geiste des Menschen zu erklären sucht, in allen Erscheinungen, die sich ihr darbieten, die Wirksamkeit des Geistes als Mutter derselben betrachten muß. Keine Erscheinung der Natur und Kunst, darf es solchen Denkern geben, die nicht ihre Genesis mit Stumpf und Styl aus der innern Verzweigung des Gemüths herleitet. Auf solche Art stoßen wir auf Behauptungen, die uns, die wir nicht bloß im Geiste sondern auch im Körper leben, von der fremdartigsten Natur erscheinen müssen, unter welchen gewiß diejenige mehrerer neueren Historiker obenan stehen dürfte: daß die Reihe der Erscheinungen im Gebiete der

Willkühr, welche dasjenige bildet, was wir Geschichte nennen, aus dem Gemüth der menschlichen Natur sich überhaupt deduziren läßt.

Es wäre gewiß erbaulich, wenn ein aufmerksamer Leser, die mancherlei Behauptungen und Deduktionen, die, in dieser Hinsicht, in den Schriften der neuern Zeit sich verbreitet haben, zusammenstellen, und ihre Sonderbarkeit entwickeln wollte. Eine Eigenheit der Art, verräth die Aeusserung eines Schriftstellers, bei der Frage: woher es komme, daß fast alle Tragödien-Dichter für ihre Kunstwerke, Sujets aus der Geschichte entlehnen? „Hingedeutet" sagt er *), „ist schon auf dies Phänomen wor-

*) Theater, von August Klingemann. Erster Band. In der, als Vorrede darin befindlichen Abhandlung: Ueber romantische Poesie.

den, indeß vermeine ich nicht, daß Jemand es zu erklären versucht hätte. Auch scheint mir der Grund wirklich so tief zu liegen, daß es nicht leicht ist, ihn deutlich zu machen. Die griechischen Dichter wählten ihre tragische Fabeln aus der Heroenzeit, und untermischten sie mit religiösen Mythen, die für sie ebenfalls das Gepräge der Wahrheit hatten. Schakespear legte fast allen seinen Dramen die Novelle oder Geschichte zum Grunde, und alle neuern Dichter folgten seinem Beispiele, ja sogar die, welche ein Sujet willkührlich erfunden, suchten doch, durch Hindeutung auf Zeit und Ort, möglichst an die Wirklichkeit zu erinnern. Dieses Zusammentreffen bei verschiedenen Nationen ist gewiß nicht zufällig, sondern muß von einem gemeinsamen Prinzip ausgehen. Das Drama rückt

seine Gestalten in die größte Nähe, und läßt sie, in der Gegenwart selbst handelnd, vor uns auftreten; dadurch wird schon einigermaßen der Schein der Wirklichkeit postulirt. Indeß hat die Komödie diesen Karakter durchaus mit der Tragödie gemein, und doch wählt nur die letztere ausschließend historische Sujets zu ihrer Darstellung? Es muß daher ein noch tieferer Grund aufgefunden werden. Die Tragödie ist die erhabenste unter allen Dichtungsarten, sie will die von der Erde entflohene Freiheit zu ihr zurück führen, und erhält dadurch einen praktischen, in das Leben eingreifenden Zweck, wodurch ihre strengere Sittlichkeit zugleich nothwendig bedingt wird. Freiheit ist das höchste Gut, wornach die Menschheit ringt, um dieses Ideal

wieder zu erreichen, setzt sie sogar es, als einst schon erreicht, voraus — ein goldenes Zeitalter der Vergangenheit und einzelner Heroengestalten, die, dieses goldene Zeitalter in der Brust, durch die entfernte Vorzeit hin wandeln. Diese Vorbilder werden die Gegenstände, worauf die tragische Muse zuerst hindeutet und die sie dem gesunkenen Geschlecht als lebendige Muster entgegen stellt, ohne dadurch einer niederen Wirklichkeit sich hin zu geben, denn die Geschichte wird in der Entfernung durch sich selbst poetisch, und durch ihre weiten Hallen wandeln die Heroen, vom Himmelslichte allein beleuchtet, und von dem Druck und der Einengung die allein die Nähe ihnen auflegt, befreiet. Eben dadurch wird die hohe Idealität dieser Kunst zugleich mit dem reellen Ernste

so innig verschwistert, und Melpomene ist die freie selbstständige Herrscherin zweier Welten. Nur aber die ferne Vorzeit der Geschichte ist der Kreis, dem sie ihre Heroen entführt, die Gegenwart ist eng' und arm, denn selbst der größte Held in ihr, erscheint eben durch die zu nahe Entgegenstellung zugleich als der bedürftigste Mensch, und alle kleinen Schwächen seines Geschlechts muß er mit ihm theilen."

Es ist wirklich nichts leichter, a's Früchte, die an niedrigen Bäumen hangen und leicht erreichbar sind, zu übersehen, um sie auf Leitern mit Mühe von den Kronen hoch bewachsener Stämme zu pflücken. Wem die Geschichte der dramatischen Dichtkunst bekannt ist, den wird es nicht wundern, woher die Tragödie, wie sie in Europa sich entfaltete, einen

ganz von der Komödie verschiedenen Stoff wählt. Es ist bekannt, daß die Tragödie, als ein griechisches Produkt, ihren Ursprung bei Feierlichkeiten und Festen fand, welche die Hellenen zum Andenken wichtiger Ereignisse oder Begebenheiten einsetzten. Man sieht also, das ihr Ursprung sich an ein historisches Ereigniß fesselt, das höchstens durch die Phantasie ausgestattet sich zeigen dürfte. Es mag dies der Zustand der Tragödie in den Zeiten der Heroen gewesen sein. Die Kultur Griechenlands hat die Verehrung, die den Göttern und den Mysterien der Schöpfung, in dem Zeitalter der Heroen gewährt ward, wahrscheinlich in den folgenden Zeitaltern auf diese übertragen, und so entstanden oder bildeten sich die spätere Tragödien, wie

wir sie von Aeschylus bis auf Sophokles bei den Griechen kennen lernen.

Eine andere Bewandtniß hat es mit dem Ursprunge der Komödie. Sie hat ihre Entstehung vorzüglich dem Bedürfniß des Menschen, zu einer nachdrücklichen Erholung auf eine anstrengende und erschöpfende Arbeit, zu verdanken. Sie entkeimte gleichsam in der Periode, wo das Volk noch im Landbau, die einzige Quelle seiner Erhaltung und seines Reichthums fand; und wenn die Ernte vorüber war, der Gewinn vom Boden die Scheunen füllte, war der Zeitpunkt vorhanden, wo das Volk sich dem Müßiggange überließ, und der Laune und dem Muthwillen einen zügellosen Spielraum gewährte. Es waren Nekkereien, Spottreden, die debutirt wurden, und welche nicht im Andenken

erhalten, sondern vergessen werden sollten. So entstand die Komödie.

Man sieht in ihrer Entstehung den Grund zu allen den Zügen, welche sie noch bis auf unsere Zeit karakterisiren. Komödien sind reine Schöpfungen der Einbildungskraft, die Anfangs Grotesken aufstellten, welche dem Volke gegeben waren zu seiner Zerstreuung und Erholung, oder die ihrer Ausgelassenheit wegen ins Groteske, d. h., widernatürlich-komische ausarteten. Diese gaben endlich Veranlassung, daß allmählig, bei höherer Kultur und vermehrter Industrie, genialische Köpfe ihren Witz aufboten, das Volk zu unterhalten, so entstand eine Anzahl von Komödianten, von denen uns der Name Thespis noch aus dem Alterthume erhalten ward, und von welchen aus die Komödie

sich allmählig bei den Griechen, je höher die Kultur stieg und sich in städtische Industrie verwandelte, zu den Meisterwerken des Aristophanes und Menander erhob, welche uns Karikaturen oder das Natürlich-komische aufstellten.

Griechenland war der Urboden der dramatischen Kunst der Alten. Rom eignete sich bloß die Manier und die Form der Griechen zu, und im Seneka sowohl als im Plautus und Terenz erkennen wir die griechische Manier.

Endlich die Neueren, Frankreich, Italien und England, wichen nicht von der Methode in der Wahl ihrer Stoffe zu den Tragödien und den Komödien, da sie in der Form, welche die dramatischen Dichterwerke der Alten ihnen hinterließen, ein

Muster für ihre dramatischen Produkte fanden.

Die Engländer unterscheiden sich nur hierin von den Franzosen, daß, indem die tragischen Dichter der letzteren, in den Stoffen der Alten ihrer Idealität genügten, die ersteren aus dem Vorrath von Novellen und Legenden des Mittelalters, den Stoff für ihre Tragöeie holten.

Es ist der dramatischen Kunst der Neueren also der Karakter der Alten verblieben, und daher natürlich zu lösen, warum der Tragiker größten Theils aus der Wirklichkeit, und der Komödiendichter aus der Phantasie seinen Stoff herholt.

Wenn es daher noch irgend eine Erörterung verdient, woher es kommt, daß die Tragiker der neuern Zeit, so selten sich

in Hinsicht ihres Stoffes, von der Wirklichkeit entfernen, so glaube ich dafür einen anderen Grund zu finden.

Die Tragödie erfordert, nach der lyrischen Gattung, den höchsten Grad von Enthusiasmus. Der Enthusiasmus ist aber mehr geeignet der produktiven Kraft der Phantasie als der rezeptiven einen Spielraum zu lassen. Je feuriger der Dichter ist, je mehr er sich seinem Gefühle überläßt, desto unfähiger ist er daher eine Handlung zu schaffen, und seine Phantasie ist mehr für eine Receptivität als Produktivität geeignet *). Es ist daher

*) Daher geht die Hymne, die Ode, die Dytirambe und die Skolie, welche den höchsten Enthusiasmus erfordern, ganz in Empfindungen, die nicht der Vorstellung fähig sind, über.

nichts natürlicher, als daß die Phantasie des Tragikers von einer Situation, die ihm vorgeführt wird, einen tiefen Eindruck erhält, und an dieser seine Kraft zu üben Veranlassung nimmt. Daher ohnfehlbar die Erscheinung, daß der Tragiker, selbst bis auf neuere Zeit herab, mehren Theils an historischen Sujets, oder an Novellen und Legenden seine Kräfte übt.

Anders ist es beim Komödiendichter. Die Komödie ist Folge einer frohen Aeusserung des Gemüths, die der Phantasie Zeit läßt, einen Stoff oder eine Handlung zu schaffen. Der Enthusiasmus wird da nicht so feurig ausgedrückt, und der Phantasie bleibt Kraft, etwas zu produziren. Wir sehen daher, daß dieser Stoff mehren Theils rein erfunden wird, und da

der Enthusiasmus in der Ausarbeitung nicht das Gemüth von der Wirklichkeit abzieht, so finden wir, daß der Dichter häufig auf die Wirklichkeit zurück kommt. Darstellung von schwachen Karaktern, Lächerlichkeiten in Sitten und Denkart sind es, die er aufstellt.

Es läßt sich aus diesem Raisonnement auch erklären, woher es kommt, daß alle Nationen mehr Tragiker als Komödiendichter aufzuweisen haben. Die Produktivität der Einbildungskraft ist ein weit selteneres Talent als die Rezeptivität, und da die Komödie vorzüglich des ersteren bedarf, so ist nichts natürlicher, als daß es mehr Tragiker als Komödiendichter geben muß.

Ich glaube daß diese differenzirende

Thätigkeit der Phantasie auch vorzüglich in neuerer Zeit, den mitten Rezeptivität und Produktivität schwebende genialischen Köpfen, zu der Schöpfung der Gattung Veranlassung gegeben, die wir Schauspiele nennen, wo der Kothurn und Sokkus in einem Amalgama dem Gemüth aufgestellt wird.

Man hat lange über den Werth oder Unwerth dieser Gattung gestritten, ohne ihren eigenthümlichen Wirkungskreis zu würdigen. Mehren Theils ist diese Gattung von solchen Köpfen bereichert, die nicht von der Tiefe des dramatischen Gedichts begeistert, oder nicht geborne dramatische Dichter sind. Ihre Periode scheint vorüber gegangen zu sein, und dies verräth zureichend, daß sie ihre Entstehung

nicht aus der eigenthümlichen Wurzel des Gemüths herholt *).

*) Die folgende Entschuldigung der Ungarn, die sie öffentlich zu machen sich verbunden fühlten, wird dazu einen großen Beweis abgeben: „Vienne, 16. Octbr. Plusieurs Hongrois de Distinction qui reviennent de la diéte de Presbourg, ont lû avec extrême étonnement dans quelques journaux francois que *la Bruette de Vinaigrier* de Mr. *Mercier*, avoit été jouée avec un rare succés dans la capitale de la Hongrie, tandis que Phédre et Mahomet y avoient été repoussé par le Public. Cette étrange annonce ne peut être considerée que comme une mystification dont quelque journaliste parisien aura voulû rendre Mr. *Mercier* l'objet. Les Hongrois bien élevés savent tous le francois, ils lisent avec delice les chefs-d'oeuvres de Racine de Voltaire, et savent fort bien l'enorme difference qui doit être mise entre les productions de

Bei dem Schicksal das dem Schauspiel widerfahren, läßt sich auch so ziemlich derjenigen Gattung das Horoskop stellen, die man romantische Tragödie nennt, und welche vorzüglich in Deutschland durch einige Dichter neuerer Zeit, Tieck, Fouqué, Novalis und v. Schütz, ins Leben gerufen ward.

Die Differenz zwischen der Produktivität und Receptivität, soll in derselben ganz schwinden, und man merkt es den Produkten an, daß sich ihre Meister an höhere Arbeit, als die Sophokles Shakespeare und Schiller versuchten. Sie wollen im Enthusiasmus Stoffe schaffen

ces grandes genies et celles de Mr. *Mercier.*" ,,*Journal de Paris, le* 28. *Octbr.* 1808."

und sie zugleich bilden. Ein löbliches Vornehmen!

Allein man sieht es ihren Produkten an, daß ihr Enthusiasmus nicht von allen Seiten mächtig genug ausstralt, und die beiden Pole ihrer Phantasie erwärmt. Die Hitze ist gleich vertheilt, und über das Ganze ist eine gewisse Kühle verbreitet, die das Gemüth des Lesers oder Zuschauers nie erwärmt *).

Die in Rede stehende Gattung roman=

*) Die Alten machten auch Tragödien der Art, wie sie uns die Spanier und ihre deutschen Anbeter liefern. Aristoteles erwähnt, De Poetica Lib. c. 9. der Tragödie des Dichters Agathons, „Die Blume," wovon Begebenheit und Name erdichtet sind. Die Gattung mochte wohl auch bei den Griechen das Schicksal wie bei uns erleiden.

tischer Tragödien ist ganz verschieden von der, die Herr Klingmann romantische Tragödie nennt. Hr. Klingmann behauptet: „daß die Tragödie sich von dem alten ernsten Fatum, das wie ein stummes Gewitter über ihr ruhete, losriß und die Liebe ihr innerstes Prinzip wurde. Es war jetzt nicht mehr der Kampf der Heroen mit den Göttern, oder der Helden mit dem Fatum der würdige Gegenstand des tragischen Gedichts, sondern die Leidenschaft selbst wurde die Laokoons Schlange, welche die bepanzerte Brust umwand, und gegen die der Mensch noch sterbend ankämpft."

Es hat beinahe den Schein, als hätte Herr Klingmann in der Extase der Meditation die Kunst vergessen, aus welcher er für die Kritik Gesetze abziehen soll.

Shakespeare und Schiller, seine beiden Götzen für die tragische Kunst, sollten bloß die Liebe darzustellen, oder sie zum Motiv ihrer Gedichte gehabt haben? Ist die Tendenz von Lear, Hamlet, Macbeth, die des Wallenstein, der Jungfrau von Orleans, den Kampf der Liebe aufzustellen?

Wenn Hr. Klingmann nur geäusſert hätte, daß die Tragödie der Neuern mehr zur Romantik hinneigt als die der Alten, weil sie in ihrem Plan combinirter ist, und daher mehr Motive als die der Alten in Bewegung setzt, so könnte man es ihm unbedingt zugeben.

Von der einen Seite mag Herr Klingmann auch Recht haben: „daß der Reichthum der Leidenschaften und Gefühle einen großen Wirkungskreis erfordert, und es

mußten sich daher auch die Verhältnisse der Bühne selbst erweitern, mehrere Künste konnten thätig eingreifen, um die einzelnen Effekte zu verstärken.“ Allein wer wird ihm von der andern Seite beistimmen, wenn er behauptet, Glanz und Pracht ständen im Widerspruch mit der antiken Tragödie, in der modernen gehörten sie zu der romantischen Umgebung? Herr Klingmann hätte dach wissen sollen, daß Aristoteles *) ausdrücklich die Verzierung oder den Schmuck der Bühne, als einen wesentlichen Theil bei der Darstellung der Tragödie aufführt.

Dieser große Kritiker äussert zwar, daß Bühnenverzierung nicht Sache des Dichters sei, anstatt daß Herr Klingmann wohl eine fruchtbare Stärke der

*) Poet. c. 6.

neuen Tragödien=Dichter, in dem Pomp, dem Geräusche und der Erfindung der Aufzüge setzen möchte. Welches noch mehr daraus hervorgeht, da er die Pracht mit welcher die Berlinische Theaterdirektion Schillers Jungfrau von Orleans, und Werners Weihe der Kraft gibt, als das Höchste zu würdigen sucht.

Wir kennen die Tragödie der Alten nur aus der Lektüre. Die Art ihrer Darstellung ist uns ein Räthsel. Nach dem zu schließen, was uns die Alten hin und wieder über die Wirkung der Tragödie äusserten, möchten die Verzierungen, die Maschinerien, Aufzüge und das Geräusch in der Handlung derselben keinesweges denen der unsrigen nachstehen. Dies dürfte auch vielleicht eine Apologie für die Manier unserer neuesten deutschen Tragiker sein, die

Bayerische Staatsbibliothek München

nicht allein ganze ägyptische Pyramiden-
massen, Heere von Schauspielern auf die
Bühne bringen, sondern auch schon ins
Thierreich einzugreifen anfangen, und noch
Alexander auf seinem Bucephal reitend,
darstellen werden, um den Helden in ihm
kennen zu lernen.

Bayerische
Staatsbibliothek
München

Druckfehler.

Seite 37 von oben Z. 2 statt Sitten l. Sitte.
— 45 von unten Z. 1 st. war l. wär'
— 64 v. o. Z. 2. st. Dreustigkeit l. Dreistigkeit.
— 97 v. o. Z. 1 st. eifersichtige l. eifersüchtige.
— 102 a. o. Z. 5. st. Aphroditen l. Aphrodite.
— 112 v. o. Z. 7 st. dem Manne l. dem Mann.
— 170 v. o. Z. 3. st. seelig l. selig.
— 159 v. u. Z. 3. st. allem l. allen.
— 286 v. u. Z. 9 st. Unterwelt l. Oberwelt.

nicht allein ganze ägyptische Pyramiden-massen, Heere von Schauspielern auf die Bühne bringen, sondern auch schon ins Thierreich einzugreifen anfangen, und noch Alexander auf seinem Bucephal reitend, darstellen werden, um den Helden in ihm kennen zu lernen.

Bayerische
Staatsbibliothek
München

Bayerische StaatsBibliothek
Münchener DigitalisierungsZentrum Digitale Bibliothek

Hastenpflug, Wilhelm von,

Galanterien aus X. Y. Z. aus geheimen Nachrichten Seitenstück zum galanten Sachsen

Paris [i. e. Leipzig] [1805]

P.o.germ. 2040 w#Beibd.1
urn:nbn:de:bvb:12-bsb10129171-4